Der
Roman meines Lebens

in Briefen herausgegeben.

I. C. Berndt. del. et Sculp.

Dritter Theil

Riga 1782.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

An die Leser.

Es ist eine gar possierliche Sache um die Autorsucht, und um den Ruhm, den man durch das Büchermacherhandwerk zu erwerben trachtet.

Ich setze selbst sehr wenig Werth auf den Mann, der blos dadurch beliebt wurde, daß er ein gutes Buch schrieb. Es ist sehr viel leichter hundert schöne Grundsätze predigen, als einen einzigen ausüben. Am Schreibtische, wenn keine Leidenschaft ins Spiel kömmt, lassen sich herrliche Sachen sagen, und gewöhnlich sieht doch der Mann ganz anders auf dem Papiere aus, als in seinen Handlungen.

Aber dennoch ist so etwas in mir (ich gestehe es frey) das mich kitzelt, wenn mich jemand versichert, er habe etwas von mir mit Vergnügen gelesen — Ich meine immer, es müßte ein verständiger Mann seyn, der so etwas sagt — Ob es wohl andern Leuten auch so geht?

Was ist daher natürlicher, als daß ich Ihnen Allen, die Sie mit so nachsichtsvoller Güte die beyden ersten Theile dieses Büchelchens aufgenommen haben, herzlich danke? Mögte der dritte eben so glücklich seyn, Ihren Beyfall zu gewinnen! Vielleicht schriebe ich dann noch — Nicht die zwanzig, davon wir neulich redeten — aber doch ein oder ein Paar dazu, um ein Ganzes daraus zu machen, und Sie nicht in Ungewißheit über das Schicksal der Personen zu lassen, welche ich die Ehre gehabt habe Ihnen vorzustellen.

Allein da werde ich denn nach Gelegenheit etwas dazu lügen müssen, so wie ich Ihnen bis jetzt würklich nur wahre Begebenheiten erzählt habe.

Im Grunde sollte freylich wohl alles wahr seyn, was in einem Roman steht. Man kann sich ja auch nichts so Tolles erdenken (das versichre ich Sie) was nicht irgend einem Erdensohne begegnet wäre, und keinen so albernen Streich, den nicht schon einmal ein Mensch gemacht hätte. Wenn man aber freye Hand hat, eine Menge Abentheuer auf Eines Menschen Kopf zu erzählen; so kann man der Geschichte wohl eher diejenige Einheit geben, welche Sie vielleicht hier vermissen. Indessen wollen wir doch überlegen, wie wir das Ding so einrichten, daß alles in einander passe.

Unglücklicherweise lebe ich jetzt einsam, in dem Schooße meiner Familie ruhig, fern von den großen Thorheiten der Welt, und an einem Orte, wo es wahrhaftig so viel herzlich gute Menschen giebt, daß, wenn ich Ihnen die Scenen schildern sollte, die ich jetzt vor mir habe, Sie sehr einfache Gemälde sehen, und ich denenjenigen, welche nur die lächerliche Seite ihrer Mitmenschen vor Augen gestellt haben mögen, wenig Unterhaltung würde verschaffen können.

Ueberlegen Sie das alles! Und wenn Sie dennoch, nach Lesung dieses Theils eine Fortsetzung des Romans meines Lebens begehren — Ey nun! so muß man sehen, wie man Rath schafft.

Inhalt des dritten Theils.

Erster Brief, von Müller an Meyer, aus Hamburg geschrieben. Er ist nebst Leidthal in Sorgen um das Schicksal des jungen Hohenau. Man sollte solche junge Schwärmer ihrem Schicksal überlassen. Aber Erziehung und schlechte Schriftsteller verdrehen der Jugend den Kopf. Ueber Zünfte. Gelehrten-Zunft. Vorschläge gegen die Schreibseligkeit. Nachricht von der Abreise aus Urfstädt, Ankunft in Hamburg, und Lebensart daselbst. Ueber Reichsstädte und Residenzen. Herr Bellojoco nimmt diesen Brief mit. Meyer soll über sein Herumreisen sein Glück in Dresden nicht verscherzen. Sie hoffen bald bessere Nachrichten von Hohenau zu hören.

Zweyter Brief, von Meyer an Leidthal. Er ist, nachdem er Hohenau auf Hundefelds Gut nicht gefunden, nach Donnergrund gereiset. Auch hier ist derselbe so wenig, als das Fräulein. Werber im Wirthshause. Ueber Militair, Soldatenstand, persönliche Tapferkeit, große und kleine Feldherrn. Gemälde der Frau von Donnergrund. Ein hochadeliches Haus. Aussicht

den jungen Hohenau zu finden. Reise nach Eisleben. Des Herrn von P . . . in Z . . . . Geschichte. Ankunft in Eisleben. Der Jüngling, welchen er aufsucht, ist des Herrn von Wallitz natürlicher Sohn. Dessen Geschichte, und von seiner Mutter. Carl ist also noch immer nicht gefunden. Er weiß auch nicht, wo er ihn suchen soll. Also geht er jetzt gerade nach Dresden.

Dritter Brief, von der Frau von Donnergrund an den Herrn von Retzel. Jetzt klärt sich's auf. Sie hat ihre Nichte bey der Frau Käserink abgesetzt, woselbst sie Retzel besuchen, und sie vermögen soll, ihn zu heyrathen, dagegen dieser der Frau von Donnergrund das Geld schenkt, das sie ihm schuldig ist. Hohenau war dieselbe Nacht mit Meyer in einem Wirthshause, und wurde da den Werbern in die Hände gespielt, Meyer aber nach Eisleben irre geführt. Eine Bitte wegen einer Canzelbekleidung.

Vierter Brief von Leidthal an Meyer. Nun da alle Mühe, alles Suchen vergebens ist, soll er nur seine Secretairsstelle in Dresden, die Seiner erwartet, annehmen. Gott wird schon für den jungen Hohenau sorgen. Künstliche Erziehung im Gegensatz mit Erziehung, die das Schicksal giebt.

Fünfter Brief von der Frau Käserink an die Frau von Donnergrund. Das Fräulein ist aus dem Wirthshause, wo sie ein Paar Tage bleiben mußten, fortgegangen, indem sie sich hat von einem Manne entführen lassen, der vorher französisch mit ihr sprach. Frau Käserink betheuert angstvoll ihre Unschuld.

Sechster Brief von Weckel an Leidthal. Er spricht ihm Trost ein, und will es versuchen, ihn aufzumuntern; erzählt ihm, daß, und wen er heyrathen werde. Ein alter geiziger Oncle. Ein Andachtsbuch. Ein Zeitungsblatt. Gesellschaft im Wirthshause. Amtmann. Kaufmann. Apotheker. Officier. Adept. Derselben Gespräche. Eine Fürstliche Gevatterschaft.

Siebenter Brief, von dem jungen Hundefeld an Leidthal. Giebt Nachricht von der Entweichung des Fräuleins. Die Eltern glauben Hohenau habe dies veranstaltet, deswegen machen sie nun ihrem Sohne, der sein Freund war, Vorwürfe. Sie liegen vor Kummer krank. Der junge Hundefeld will nachreisen, und bittet Leidthal unterdessen nachzuforschen.

Achter Brief von Meyer an Leidthal. Nachricht von seinem neuen Etablissement. Ueber die Art zu studieren und sich zu seinem künftigen Zu-

stande vorzubereiten. Philosophie. Brodstudien. Warum man nicht weiter in der Weisheit kömmt. Nachricht von seiner häuslichen Einrichtung. Ueber Bildsäulen. Wie es dem jungen Wallitz geht. Ein Präsident. Unterschied unter Bewunderung und Zuneigung. Ueber Hernhut. Die Brüderunität. Wie man auf die Welt würken sollte. Esprit de Corps. Esprit public. Ueber Müllers Aussichten. Dankbarkeit gegen Leidthal. Wüßten Sie nur, wo Hohenau ist!

Neunter Brief von Leidthal an Meyer. Freuet sich, daß Meyer zufrieden ist. Ueber die Triebfedern unserer guten Handlungen. Ueber Leidenschaften. Tollhäuser. Ueber die Narrheit. Da ist endlich Nachricht von Hohenau, welche sie Alle mit Freude erfüllt.

Zehnter Brief (in dem vorigen eingeschlossen) von Hohenau an Leidthal aus Potsdam geschrieben. Er bittet ihn um Verzeyhung seiner Verirrungen. Erzählung dessen, was ihm begegnet ist. Wie er Charlotten auf Hundefelds Gute nicht fand; herumirrte; endlich sie auch in Donnergrund vergebens suchte; Wie ihn dort ein Franzose den preussischen Werbern in die Hände spielte, die ihn einige Wochen lang mit herumführten, und dann in Potsdam ablieferten. Daselbst entdeckt er sich seinem Obristen,

und

und der ist glücklicherweise derselbe ehemalige Adjudant, welcher in Meyers Geschichte vorgekommen ist. Sobald sich dies entwickelt, wird Carl losgelassen, und als Lieutenant bey des Obristen Regiment angestellt. Jetzt wäre alles gut; aber wo ist Charlotte? Der Franzose hat dem jungen Hohenau ein Briefgen abgelockt, um ihm, wie er sagte, das Fräulein zuzuführen. Wenn der Franzmann ein Schelm ist; so wird es schlimm aussehen. Hohenau ist in großen Sorgen desfalls, bittet übrigens nochmals um Verzeyhung, und legt Briefe vom Obristen an Leidthal und Meyer bey.

Eilfter Brief von Meyer an Leidthal. Enthält einen Auszug aus dem Briefe des Obristen an ihn. Nemlich die Erzählung, wie er aus dem Gefängnisse, nach dem Tode des Fürsten, losgelassen, den Abschied als Obristlieutenant bekömmt, nach Schlesien zu einem Vetter geht, durch denselben preussischer Obrist wird, und ein Regiment bekömmt. Ueber den Nutzen würklicher treuer Lebensbeschreibungen im Gegensatz mit andern Romanen. Wo mag aber das Fräulein von Hundefeld seyn? Man darf Carl nicht von ihrer Entführung unterrichten, muß aber ihren Eltern sagen, wie unschuldig Hohenau daran ist.

Zwölfter

Zwölfter Brief von Mr. de la Saltière an einen Grafen in Berlin. Hier klärt sich alles auf. Der Graf hatte diesen Franzosen, den der Leser schon aus dem zweyten Theile dieses Romans kennt, aufgetragen, einen Theil des Geldes, welches sie gemeinschaftlich in Spaa gewonnen hatten, dazu anzuwenden, ihm eine hübsche Maitresse mitzubringen. La Saltière traf Hohenau an, wie man schon weiß, spielte denselben den Werbern in die Hände, ließ sich einen Brief von ihm an Charlotten geben, und nützte diesen Brief, um dieselbe zu entführen, unter dem Vorwande sie ihrem Geliebten zuzuführen. Nachdem dieselben ein Paar Monathe in Worms zugebracht, und vor Kummer über die misrathene Hofnung krank geworden, da indessen la Saltière ihre Briefe auffängt, und an deren Statt falsche schreibt, bewegt er sie endlich, durch einen eben dergleichen nachgeahmten Brief von Hohenau, mit ihm sich auf den Weg nach Berlin zu machen. Sie werden also gegen den 15. dort ankommen, wo la Saltière dann Charlotten in des Grafen Hände liefern will.

Dreyzehnter Brief von Meyer an Leidthal. Er berichtet ihm mit traurigem Herzen, was er so eben durch einen Brief von Carl erfahren hat. Der Obrist ist nemlich schleunig gestorben, und Charlotte ihrem Geliebten untreu geworden. Wenig=

Wenigstens glaubt Carl dies, weil er den von Mr. de la Saltière fälschlich geschriebenen Brief bekommen hat. Jetzt fürchtet Meyer, Hohenau werde schlechter werden, ohne Führer und ohne Liebe, in Berlin. Der Obrist hat Carln in seinem Testamente bedacht. Meyer ist äusserst niedergeschlagen.

Vierzehnter Brief von Weckel an Leidthal. Nachricht von seiner Heyrath. Ueber den Ehestand. Kleine Reisebeschreibung. Ueber das Bekanntschaftmachen, und die Kunst sich beliebt zu machen. Eine rührende Malzeit. Ein Landedelmann. Ein Pfarrer. Ein Lügner. Ein fürstlicher Garten. Ein Trauerzug. Ein Regimentschirurgus. Man soll niemand beschämen.

Funfzehnter Brief von Hundefeld an seinen Vater. Er hat nirgends auf die Spur von Charlottens Aufendhalt kommen können. Nun kömmt er so eben nach Berlin, um wenigstens Hohenau zu sprechen. Er hat einen artigen Franzosen angetroffen, dem er seine Geschichte erzählt, und der ihm versprochen hat, ihn morgen früh selbst hinzu begleiten.

Sechzehnter Brief von la Saltière, Billet an den Grafen . . . . . Er schickt ihm einen aufgefangenen Brief, den Charlotte, die in Madam Schufits Hause ist, an ihre Eltern fortschicken wollte. Zugleich meldet er ihm, wie Hundefeld in seine Hände gefallen sey, und

daß

daß er Mittel gefunden habe, denselben der Policey verdächtig zu machen, damit ihm, ehe er Hohenau sprechen könnte, vom Gouverneur die Stadt verbothen werde.

Siebenzehnter Brief (Einschluß des vorigen) von Charlotten an ihre Eltern. Sie klagt zärtlich darüber, daß sie keine Antwort von ihnen bekömmt, schildert ihren jammervollen Zustand, und bittet flehentlich um Errettung. Der Franzose hat sie nach Berlin in der Frau Schusit Haus in der Töpfergasse geführt. Sie weiß nicht, was für ein Haus das ist. Sie ist immer krank, wünscht bald zu sterben, und weiß gar nicht, wo Hohenau sich aufhält. Die Obristen von M . . . . . Der Graf. Ein junges Mädgen, welches ihr aufwartet.

Achtzehnter Brief, von dem Grafen an die sogenannte Obristen von M.... Er ist unzufrieden davon, daß sie Charlotten noch nicht bekehrt hat. Sie soll bald Anstalt machen, das Fräulein aufmuntern, zu einer Unterredung mit ihm vorbereiten, und das Mädgen, welches den Brief an Charlottens Eltern hat besorgen sollen, von ihr entfernen.

Neunzehnter Brief, von Ludwig Müller an seinen Vater. Er freuet sich über des Commerzienraths nahe Hofnung zu dänischen Diensten. Ueber seine jetzige Lage. Ueber den Schauspielerstand überhaupt. Künste in Deutschland. Dichter.

Dichter. Schriftsteller. Unangenehme Nachricht von Hohenaus moralischer Verschlimmerung. Ueber das Spiel. Einige Nachrichten von Berlinischen Unterhaltungen.

Zwanzigster Brief, von dem jungen Hundefeld an Hohenau. Nachricht, daß ihm der Gouverneur die Stadt verboten habe. Er hat vorher zweymal Hohenau in seinem Hause aufgesucht, aber immer verfehlt. Er solle doch auswürken, daß er wieder in die Stadt kommen dürfe.

Ein und zwanzigster Brief, von Hohenau an Meyer. Man sieht aus dem Styl, daß er anfängt sittlich schlechter zu werden. Beschreibung seiner Gesellschaft. Nachtheiliges Urtheil vom weiblichen Character. Sein Mistrauen gegen la Saltière.

Zwey und zwanzigster Brief, von Birnbaum an Leidthal. Er bittet ihn zur Gevatterschaft. Nachrichten von Urfstädt und Wallitzens Kränklichkeit.

Drey und zwanzigster Brief, von Leidthal an Hoheuau. Gute Lehren. Geschichte eines verabschiedeten Ministers, und einige Hofanecdoten. Ueber Religions-Indifferentismus. Wie unsicher der Ruf eines Menschen ist.

Vier und zwanzigster Brief, von Weckel an Müller. Fröhlich wie immer. Wie er lebt. Von seinem guten Oheim. Ein Holländer. Etwas über diese Nation. Von Bauern, und deren Vorurtheilen.

Fünf

Fünf und zwanzigster Brief, vom Secretair Reisenbrück an Leidthal. Auf Befehl seines Herrn geschrieben, der auf dem Sterbebette ihn gern sprechen will, und ihn also bittet, nach Urfstädt zu kommen.

Sechs und zwanzigster Brief, von Hohenau an Hundefeld. Sehr leichtfertig geschrieben. Er hat bey dem Gouverneur seine Unschuld dargethan. Er kann also nach Berlin zurückkommen. Entdeckung der Verrätherey des la Saltièce.

Sieben und zwanzigster Brief, vom Commerzienrath Müller an seine Tochter. Er ist in dänische Dienste getreten. Familienumstände. Nachricht von Leidthal.

Acht und zwanzigster Brief, von Ludwig Müller an seinen Vater. Nachricht von Hohenaus Verirrungen. Seine Lebensart beschrieben. Interessante Beschreibung von desselben Zusammenkunft mit Charlotten in Madam Schufits Hause.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Erster Brief.

An den Herrn Meyer. Abzugeben in Göttingen.

Hamburg den 9ten Jenner 1771.

Ich schreibe Ihnen auf Geheiß des guten Baron Leidthals, der so zerstreuet und niedergeschlagen ist, daß ich sehr fürchte, die Last von Unruhe und Kummer, welche er seit einem Jahre hat tragen müssen, wird Einfluß auf seine Gesundheit haben.

Wo sind Sie denn jetzt? Möchten Sie doch, wenn Sie diesen Brief bekommen, den jungen Hohenau gefunden haben! Aber wer weiß, wo Sie umherstreifen müssen, den brau-

Bayerische Staatsbibliothek München

brausenden Jüngling zu suchen, der uns Allen so viel Sorge macht?

Ich bekenne es gern, wenn es von mir abhienge, ich wäre ihm längst nicht mehr nachgelaufen. Die Vorsehung sorgt für ihn, und wenn er sehen wird, daß es in der würklichen Welt ganz anders aussieht, als in einem empfindsamen Roman; so wird er schon zurückkehren, und vielleicht noch einst ein nützlicher Mann werden.

Wehe denen Schriftstellern, welche die Phantasie unserer jungen Leute durch wildes Feuer entzünden, ihre Sinne so reitzbar machen, daß sie den Boden, worauf sie treten, für glühend halten, und bey jedem Fußtritte laut schreyen! Da versengt dann der zehrende Blick eines solchen Schwärmers die schönsten Fluhren um ihn her.

Der Grund zu diesem Unglücke wird aber schon in der Schule gelegt, wo man uns

diese

diese Welt als ein Jammerthal vorstellt, in welches der Schöpfer uns nur gesetzt hätte, um zu versuchen, ob wir auch Prüfung ertragen könnten — Elender, den Allgütigen entehrender Gedanke! — So werden wir gewöhnt, über alle Seligkeit dieser Welt hinweg, in ein fernes Vaterland zu schielen, und undankbar die mütterliche Erde mit Füssen zu treten. Meiner Meinung nach sollte der Mensch ganz anders unterrichtet werden. Ehe die Begierden zu heftig, die Einbildungskräfte zu lebhaft werden, sollte man ihm die Schätze dieser Welt in ihrer ganzen Annehmlichkeit vor Augen stellen, damit er früh diesen blendenden Glanz ertragen lernte, aber auch eben so früh sollte er gewöhnt werden, Schmerz zu leiden. Mit einem Worte, man sollte ihn unterrichten, das vielfache Gute, welches wir in dieser irdischen Wohnung schmecken können, recht herzlich fröhlich, aber mäßig und dankbar geniessen, die kleinen Ungemächlichkeiten aber, die ihm aufstoßen, für das zu halten, was

sie sind, für unvermeidliche Folgen unserer eigenen Abweichungen vom graden Wege, und für Glieder in der Kette der Begebenheiten. Und erst dann, wenn er diese Welt recht kennte, recht leben und geniessen gelernt, und sich also zu einem nützlichen Bürger einer bessern Welt gebildet hätte, erst dann sollte es ihm erlaubt seyn, sich eine seligere Zukunft zu wünschen.

Allein von wahrem Genusse und weiser Anwendung dieses Lebens wird uns in der Jugend sehr wenig, und dies Wenige sehr trocken gesagt. Man fühlt dann bald, daß es unvernünftig seyn würde zu glauben, der gute Schöpfer habe uns funfzig Jahre des Jammers bestimmt. Wenn nun das Alter der Wünsche und des Verlangens herantritt, dann angelt der Jüngling nach Freuden, die er nicht geniessen gelernt hat. Aber er hat auch das Ungemach nicht wahrhaftig ertragen, sondern nur mit kaltem moralischen Lumpengewebe überspinnen gelernt. Er ist

in

in dieser Welt so neu als möglich. Kömmt er nun in eine Lage, wo so viel unbekannte Gegenstände auf seine Sinne würken, daß er sich im übermäßigen Genusse derselbe berauscht, und nachher dafür leiden muß, oder versagt ihm das Schicksal manches eitlen Wunsches Gewährung, ja! dann muß der Himmel die Schuld tragen; Er murrt gegen die Vorsehung, und wünscht sich in eine andre Welt.

Hier kommen ihm unsere neueren Schriftsteller herrlich zu Hülfe. Die liefern ihm Ideale nach seinem Herzen, und unterhalten seine elende Schwärmerey. Da winselt ein jämmerlicher, in der bürgerlichen Welt unnützer Müßiggänger ihm, von seinem Dachstübchen herunter, Klagelieder über die undankbare Welt entgegen — Dann geht erst das rechte Unglück an. Er glaubt, hier sey nun einmal nichts mehr für ihn zu thun, also handelt er wie ein Rasender, und wird, ehe er Mann ist, schon ein unnützer

Bürger — Ins Zuchthaus mit solchen Schriftstellern!

Ueberhaupt! Wäre denn gar kein Mittel dem unseligen Bücherschreiben Grenzen zu setzen? Die Wissenschaften sind nun einmal eine res communis geworden; Indessen liesse sich viel darüber sagen, ob es nicht besser wäre, wenn sie, wie ehemals in Egypten und andern Ländern, das Monopolium eines gewissen Standes würden? Dies ist freylich ohngefehr der nemliche Streit, als: ob es gut sey die Zünfte aufzuheben oder nicht? Es ist wahr, wenn man keine Zünfte hat; so gilt der privilegirte Pfuscher nichts, und der Mann von Verdienst gewinnt. Aber ist nicht der Schaden eben so groß, wenn jeder Pfuscher arbeiten darf, was er will? Wer hält sich nicht für berufen, ein Handwerk, das er liebt, zu treiben? und indeß er, wenn er schlechte Arbeit macht, betteln muß; so verliehrt doch der Staat den Mann, der etwas, wozu er gebohren wäre, unterdessen

dessen treiben könnte. Er wird nie seine Ungeschicklichkeit, sondern die Undankbarkeit des Publicums anklagen. Darüber also sollen die Zünfte wachen, daß niemand sich zu einer Lebensart dränge, zu welcher ihn die Natur nicht berufen hat. Ob dies mit der Gelehrsamkeit und dem Geniewesen so angehe, ob es nicht zu Mißbräuchen und Unterdrückung Anlaß geben würde, das kann ich nicht untersuchen. Aber dazu liessen sich doch gewiß Anstalten treffen, daß nicht so viel jämmerliches Zeug dürfte gedruckt werden.

Könnte man nicht in jedem Lande eine Deputation von redlichen verständigen und uneigennützigen Männern dazu festsetzen? Ein Schriftsteller müßte sein Manuscript dahin, ohne sich zu nennen, abliefern: Aber auch die Männer, aus denen die Deputation bestünde, müßten dem Namen nach unbekannt bleiben. Es würde untersucht, ob das Buch irgend etwas enthielte, das sittlichen Nutzen

bringen könnte. Wäre es so beschaffen; so würde nicht nur die Herausgabe desselben erlaubt, sondern auch der Verfasser auf alle Art unterstützt, und sein Fleiß belohnt, damit er nicht von einem geizigen Buchhändler abhienge. Würde aber die Schrift verworfen, oder als gänzlich elend erkannt; so bliebe noch dem Verfasser das Recht zu appelliren übrig, um sich nicht über Partheylichkeit beklagen zu können. Es müßte ihm erlaubt seyn, seine Handschrift an zwey Deputationen in zwey andern Ländern zu schicken. Hätten nun unter diesen drey Richtstühlen, zwey vor oder gegen die Sache gesprochen; so müßte er sich dem Ausspruche unterwerfen, und wenn nachher noch etwas von der Art ohne Erlaubniß gedruckt worden wäre; so würde der Verfasser in öffentlichen Zeitungen beschimpft, oder des Landes verwiesen.

Diese Einrichtung würde nicht die Gebrechen der gewöhnlichen Büchercensuren haben, und die Deputirten dürften auch nur

über

über gewisse Arten Schriften richten. Wollte aber jemand etwas gegen die Regierung oder dergleichen schreiben; so müßte es ihm durchaus erlaubt seyn, in so fern der Name des Verfassers vor dem Werke stünde, denn solche Schriften stiften, wenn sie Wahrheiten enthalten, mehrentheils Nutzen, und schaden, wenn es Verläumdungen sind, nur dem Verfasser.

Doch, was ermüde ich Sie jetzt, zur ungelegenen Zeit, mit meinen Träumereyen? Ich will Ihnen lieber Nachricht von unserer Art zu leben geben.

Wir zogen, wie Sie wissen, im vorigen Monate hierher. Es war eine traurige Scene, als unser lieber Wohlthäter Urfstädr verlassen mußte. Lassen Sie mich darüber schweigen. Gewiß wird er noch lange in dem Herzen seiner ehemaligen treuen Unterthanen gegenwärtig seyn. Wie manchem Redlichen hat er dort großmüthig geholfen, wie manche

Thräne getrocknet! — Der Herr von Walliz hat wenige Tage nachher, wie man uns schrieb, Besitz von seinem Hause genommen, und ob er es gefühlt hat weiß ich nicht, aber gewiß hat, ausser ein Paar eigennützigen Schmeichlern, kein Einziger den Tag seines Einzugs gesegnet, kein Herz ihm entgegen geschlagen.

Wir bewohnen hier das mittelste Stockwerk eines artigen Hauses. Der Baron Leidthal geht wenig aus, und ich leiste ihm beständig Gesellschaft. Noch haben wir nicht viel Bekanntschaft gemacht, obgleich ich sehr wünschte, daß unser guter Herr es doch versuchen mögte, sich ein wenig zu zerstreuen, denn der Kummer nagt unaufhörlich an ihm — Sein lieber Carl schwebt immer vor seinen Augen.

Wären wir nicht in diese Traurigkeit versenkt; so würden wir hier sehr glücklich leben. Der Verlust des Reichthums ist bald verschmerzt, sobald man nicht Mangel leidet,

und das Leben in einer freyen Reichsstadt hat etwas sehr aufmunterndes. Man sieht da die Menschen mehr ihrem Instincte folgen, statt daß in einer Residenz sich alles nach dem Ton stimmt, den der Fürst angiebt, und der oft, wenn das Unglück etwa einen schlechten Menschen auf den Thron geklebt hat, wie es denn zuweilen der Fall ist, äusserst elend ist. Und dann wird alles durch die schändlichen Triebfedern des Hofinteresse gezogen. Verzehre ich nicht Geld genug im Lande, oder ersetze diesen Mangel nicht durch Wind und Ränke; Gefällt meine Wenigkeit dem Minister oder dem Schuputzer (wer denn grade der Liebling ist) nicht, und dieser gnädige Herr äussert sich darüber gegen jemand; so bin ich in der ganzen Stadt mit einer Art von Infamie bedeckt.

Nein! Man sage was man will gegen die Reichsstädte; Hier sind wohl auch kleine Verhältnisse, wie aller Orten, wo der Mächtige den Schwächern zurückdrängen kann,

aber

aber doch sind, wenn ich mich sonst ruhig halte, mein Vermögen, mein Ruf, mein Glück, meine Ruhe nicht das Spiel der Willkühr eines schlechten oder schwachen Menschen, und ich finde immer einen kleinen Circul von Freunden, in deren Umgange ich alle Verderbnisse der Welt vergessen kann.

Es herrscht hier in Hamburg auch sehr viel Aufklärung, wahrer Geschmack an Wissenschaften und Künsten, eine vernünftige Gleichhaltung der Stände, und ein sehr angenehmer, zutraulicher Ton in Gesellschaften. Mein Nachbar controlirt nicht mein Hauswesen; Man erlaubt mir zu leben, mich zu tragen, wie ich will; die jungen Leute sind bescheiden, gefällig und sittsam. Man hört wenig Persiflage. Es ist viel Familienband, viel häusliche Glückseligkeit unter den Leuten, und endlich hat man ja die Wahl unter einer großen Menge Menschen aller Art, denn allgemein paßt freylich das Gemälde nicht auf das Hamburger Publicum.

Den 10ten.

Ich war heute einige Augenblicke auf dem Baumhause. Welch' ein herrlicher Anblick von da hinunter die mit Schiffen beladene Elbe und so viel geschäftige Leute zu sehen! Unter dem Gewühle von fremden Kaufleuten dachte ich jemand anzutreffen, der aus dortigen Gegenden käme, und mir vielleicht Nachricht von dem Herrn von Hohenau geben könnte, aber vergebens. Indessen habe ich einen alten Freund gefunden, den Herrn Bellojoco, der aus Schweden kömmt, und morgen früh nach Mannheim abreiset. Er wird diesen Brief in Göttingen abgeben.

Eben habe ich unsern armen Herrn noch einmal gesprochen. Er bittet Sie durch mich, während Ihrer Nachforschungen Ihr Glück nicht zu versäumen. Man, erwartet Sie in Dresden, wo Sie so dringend empfohlen sind, daß es Ihnen gewiß nicht mislingen wird, wenn nur das Eisen geschmiedet wird, weil es warm ist.

Wir

Wir umarmen Sie in Gedanken — O! mögten wir gute Nachrichten von Ihnen erfahren! Ich bin ewig

der Ihrige

Müller.

Zweyter Brief.

An den Freyherrn von Leidthal in Hamburg.

Donnergrund den 11ten Jenner 1771.

Noch ist alle meine Mühe, alle meine Nachforschung vergebens gewesen; Ich habe den unglücklichen jungen Menschen nicht gefunden. Meine letzten eilig geschriebenen Zeilen werden Sie, mein gnädiger Herr! erhalten haben *. Ich konnte auf Hundefelds Gut und in der ganzen Gegend nicht das Geringste von ihm erfahren. Was war also natürlicher, als zu glauben, er sey gerade hierher nach Donnergrund gelaufen? Aber auch hier will niemand nichts von ihm wissen. Vor wenig Stunden bin ich angekommen, und habe so genau geforscht, als man an einem ganz fremden Orte forschen kann

* Diese finden sich nicht.

kann — alles umsonst! Die Frau von Donnergrund ist vorgestern hier angekommen; Was aber das Sonderbarste ist; so hat sie ihre Nichte gar nicht mit hergebracht, da sie doch mit derselben abgereiset war, und niemand erwartet hier das Fräulein.

Ich wollte geradeswegs zu der Dame gehn, aber es war so spät, und ich so ermüdet von der Reise, daß ich diesen Besuch auf morgen früh verschoben habe. Gern hätte ich nun diese Nacht ein wenig geschlafen, aber da ist unten im Wirthshause ein Lerm von Werbern, der mirs, bey meinem ohnehin unruhigen Gemüthe, ohnmöglich macht, ein Auge zu schliessen. Wie ich aber höre; so werden sie nach Mitternacht weiter marschiren. Ich bin also wieder aufgestanden, um mich noch eine Stunde mit meinem theuersten Wohlthäter zu unterhalten.

Mögte ich Ihnen etwas zur Aufmunterung sagen können! aber mein Herz ist

auch

auch so bedrängt; Alles stellt sich mir in trüben Lichte dar.

Die Werber und Recruten lermen unaufhörlich, singen, fluchen und toben durcheinander —

Gott! wie sind die menschlichen Anstalten so verderbt worden! Ein Volk, das zu seiner Glückseligkeit gesellige und bürgerliche Bande unter sich geknüpft hatte, mußte sich in dem Gebrauch der Waffen üben, um gegen die Einfälle und Räubereyen einer weniger cultivirten, müßigen Nation geschützt zu seyn. Nach und nach bediente sich ein Haufen der Stärkern dieses Mittels, um die Schwächern zu unterjochen — Nun ja! da war doch noch Recht des Stärkern, Triumpf persönlicher Tapferkeit. Aber, wie artete dis nach und nach aus? Der Feige wollte auch seine Leidenschaften befriedigt wissen. Die Großen dieser Erde fanden es bequemer, aus einer Menge ihrer Sclaven eine Zerstörungsma-

schine für ihre Nachbarn zusammen zu setzen. Man erfand Mittel, zu tödten ohne zu fechten, aus Schlupfwinkeln heraus zu morden. Alle persönliche Tapferkeit fiel bald weg; Wer die größte und die beste Zerstörungsmaschine hatte, der hatte das größte Recht. Jetzt werden die an dieses künstliche Werk gehefteten Menschen so abgerichtet, daß man ihnen zuerst ihren eigenen Willen nimmt, sie zu Puppen macht, die ohne Ueberlegung für die gute und böse Sache, zu Befriedigung der thörichten Leidenschaften eines Einzigen morden, rauben, hungern, wachen, gehen, und stehen müssen, nachdem man ihnen durch Zeichen einen Wink dazu gibt.

Diese Sclaverey, welche nach und nach zur Gewohnheit, ja zur Ehre geworden ist, hat aus unsern Fürsten, welche sonst nur gewählte oder durch höhere Bestimmung auf den Thron gesetzte Vorsteher waren, unsere Götter gemacht. Ohne Murren müssen jetzt Millionen Menschen sich als das Eigenthum

eines Unwürdigen oder Feigen behandeln lassen, wenn er eine solche Militairmaschine zu seinem Dienst bereit hat.

Da nunmehro nicht mehr Freyheit, Muth und gerechte Sache das Glück des Krieges bestimmen, ihn herbeyführen oder entfernen; so muß der Nachbar jeden Augenblick erwarten, daß man in sein Reich einbreche, und das Glück des Landes, dessen Vorsteher er ist, der Raub irgend eines unruhigen Kopfes werde. Er muß also auf alle Fälle auch eine Schaar solcher Puppen halten, und weil also ein Staat mit dem andern wetteifert; so werden die sogenannten Armeen jährlich größer. Ist der Staat nicht reich genug, hierzu Fremde zu erkaufen; so muß auch der wohlthätigste beste Fürst die arbeitsamsten nützlichsten seiner Unterthanen von ihrer Bestimmung weg, aus dem Schooß ihrer Familien reissen, und mitten im süssen Frieden ein ungeheures Heer zusammen halten. Um dies recht groß zu haben wird alles auf Er-

sparung eingerichtet. Man gibt dem Manne, der sein Leben der Willkühr eines Einzigen widmet, kaum so viel Speise und Kleidung, daß er nicht verhungert oder verfriert, und unterdessen muß der nützlichste Theil der Unterthanen nicht für sich und seine Kinder, nein! für die Erhaltung dieser armen Leute arbeiten. Ein Herr, der recht landesväterlich denkt, und den Nahrungsstand in seinem Lande nicht ganz will untergehn lassen, errichtet sein Heer aus Fremden — Und was für Menschen werden da gebraucht, für die Rechte der Menschheit zu kämpfen? Betrogene, verirrte Jünglinge, verworfene verbannte Leute, welche Noth, Verzweiflung oder Ueberlistigung in dies Joch spannt —

Doch ist diese Einrichtung nun einmal, wenigstens, so lange nicht irgend ein großer Kopf Muth haben wird, eine Monarchie von ganz anderer Art zu errichten, für mächtige Fürsten ein nothwendiges Uebel geworden, aber auch der kleine Monarch, der sein Land

gegen nichts als Bettler zu vertheidigen hat, dessen Monarchie auf der Landcarte so klein ist, daß die Namen der Städte über die Grenzen hinaus geschrieben werden müssen, will aus Eitelkeit nachahmen, was der Größere aus Noth thun muß. Er hält sich auch ein Heer von armen unglücklichen, ausgehungerten Leuten, die der hülflose Bauer im Schweiß seines Angesichts ernähren muß, um dem Fürsten die unschuldige Freude zu gönnen, zuweilen zwanzig Prügel auf den Rücken eines zur Geduld gewöhnten Geschöpfs abzuzählen.

O! wer ein weiches Herz in seinem Busen trägt, der mögte blutige Thränen über einen solchen Anblick weinen. Wenn doch die guten Fürsten (es gibt deren noch, welche die reinen Freuden der Seele fühlen können) wenn sie einmal in sich gehen, und bedenken wollten, wie gewiß es ist, daß diese Einrichtung die damit verbundene Verderbniß der Sitten, und die Unterdrückung aller

wahrhaftig großen Tugenden bald Europa so entkräften wird, daß wenn dies noch ein Paar hundert Jahre also fortdauert, und immer höher gespannt wird, wir einst der Raub irgend eines männlichen, rohen, nichts fürchtenden Volks werden. Was fürchtet der Mann, der nichts zu verliehren hat, die Gefahr nicht kennt, für seine Freyheit ficht, und gegen Maschinen zu kämpfen hat? Sollten sie nicht überlegen, daß hundert innigst verbundene Männer, die ihren Fürsten lieben, dabey die gerechte Sache vor Augen, die Beschützung ihrer ruhigen Hütten, und das Glück ihrer unschuldigen Familien im Herzen haben, daß diese eine sichrere Leibwache als zehntausend durch Furcht zusammen gehaltene Miethlinge sind? — Doch eine höhere Hand wird gewiß diesen Klagen bald ein Ende machen.

Es wird stiller unten im Hause. Sie sind fort; Ich will mich zur Ruhe legen.

Den 12ten Morgens 11 Uhr.

Ich bin bey der Frau von Donnergrund gewesen, und nichts weniger als zufrieden von diesem Besuche zurückgekommen; Denn ohngerechnet, daß ich nichts von dem Herrn von Hohenau erfahren habe; so hat mir auch diese Bekanntschaft sehr wiedrige Eindrücke eingeflößt.

Mögte ich in der Gemüthsverfassung, darinn ich bin, Ihnen ein etwas lebhaftes Gemählde von derselben machen können! Stellen Sie Sich, mein gnädiger Herr! ein kleines dickes Weib vor, deren breiter rother Kopf nach hintenzu auf einem unförmlichen Rumpfe wie angenagelt sitzt. Die Augen klein und zusammengekniffen, die Nase in die Höhe stehend, die Stirn in kurze Perpendicularlinien gezogen. Ihre Stimme wie das Rufen einer Heringsverkäuferinn, ihr Gang watschlich und langsam, ihr Lächeln wie das Grinzen eines schadenfrohen Menschen —

Bey dieser würdigen Person wurde ich, nachdem ich eine Stunde lang im durchräucherten Lakaienzimmer gewartet hatte, von einem Bedienten, der, wie beynahe alle Domestiken, die Richtung von dem Character seiner Herrschaft bekommen zu haben schien, eingeführt.

Das ganze Haus hatte ein gewisses Gepräge hochadelicher hochmüthiger Armuth. Alles sollte nachläßig umherliegend aussehen, und alles war doch gewiß künstlich ausgekramt. Der Bediente bedeutete mir, daß ich die Füße auf dem Saale rein abtreten sollte, obgleich der Boden äusserst schmutzig aussah. Er öfnete mir sodann die Thür eines Vorzimmers, in welchem auf einer alten goldledernen Tapete viel Familienportraitte mit Ordensbändern, wie deren auch heut zu Tage mancher Narr kauft, und mancher Kluge aus Politik annehmen muß, hiengen. Es war hier nicht eingeheitzt, doch stund ein ungeheurer Ofen, auf welchem ade-

liche Petschafte gegossen waren, gleich neben der Thür. Die Stühle waren von Schnitzarbeit; Wer sich hätte eine Stunde lang im Sitzen darauf anlehnen wollen, würde eine Menge Laubwerk auf sein Rückenfell geprägt haben.

Der Bediente schlich durch eine Tapetenthür in der gnädigen Frau Cabinet, und meldete mich. Ein alter, unförmlich dicker grauer Hund, von der Art, welche man Spione nennt, bellte mir entgegen, als man mich einließ, und stritt mit mir um den Vortrag. Die Dame kam aus ihrem Schlafzimmer, und setzte sich sogleich auf ein Canapee, warf den Kopf zurück, befahl ihrem Hunde Stillschweigen, und fragte: „Was ist zu „Seinen Diensten, Musjö?“ Hierauf legte sie ein Zeichen in ein auf einem Tische vor ihr aufgeschlagenes Gebethbuch, schlug es zu, und irrte mit ihrem unsichern Blicke auf meiner Figur herum.

Es verdroß mich, daß das Weib mich Er nennte, und mich so da stehn ließ; Dennoch sagte ich ihr ganz bescheiden die Ursache, warum ich zu ihr gekommen sey. Ueber die Erzählung von unsers lieben Carls Thorheit schlug sie beyde Hände zusammen, rief Jammer aus über die Verderbniß der Welt und der gottlosen, leichtfertigen Jugend, und als ich geendigt hatte, sagte sie ohngefehr folgendes:

„Ich weiß wohl, daß mein Fräulein Niece „ein ridicûles Attaschement zu einem jungen „Menschen gefaßt hat, mit dem ihr Bruder „auf Universitäten, wo man nicht immer „choisiren kann, sondern Leute von allerley „Extraction um sich sehen muß, in Bekannt„schaft gerathen ist. Das wird wohl derselbe „sogenannte junge Cavalier seyn, von dem „der Herr redet. Ich höre aber, daß nie„mand recht weiß, wo dieser Pursche eigent„lich her ist, ob er von Familie ist, und ob „er Vermögen hat. Sollte man es denken,

„daß

„daß heut zu Tage junge Mädgen von „Stande sich so weit vergessen könnten, mit „solchen Landläufern sich abzugeben? So „lange ich das Kind bey mir gehabt habe, „ist sie in der Zucht und Vermahnung zum „Herrn erhalten worden, denn ich bin ihr „Pathe, und der liebe Gott weiß, wie sie „so hat aus der Art schlagen können. Wenn „sich der Musjö Hohenau, oder wie er heißt, „flattirt hat, daß er in unsre Familie kom„men, und dadurch vielleicht Versorgung „erhalten würde; so hat er sich sehr geirrt. „Mon Dieu! Er muß dem Fräulein weiß ge„macht haben, als wenn er von Familie „wäre. Denn sonst hätte sie gewiß nicht „einmal daran gedacht. Ich habe aus Com„miseration gegen das arme Kind, sie an „einen sichern Ort bringen lassen, um da „zur Raison zu kommen, und bethe täglich „für sie, daß sie der Himmel stärken wolle, „damit sie dem bösen Feinde widerstehe, und „ihrer Familie Ehre mache; denn ich habe „eine Partie für sie, und sie wird auch die

„Thor-

„Thorheiten bald vergessen haben, wenn sie
„hört, was für ein Zeisig der Musjö ist.
„Uebrigens habe ich nichts weiter von Sei-
„nem jungen Purschen gehört, und ich weiß
„auch nicht, wie Er dazu kömmt, mich
„darum zu fragen. Suche Er ihn, wo er
„glaubt, daß er ist; Mich geht das nichts
„an. Er wird wohl irgendwo unter die
„Soldaten gegangen seyn. Kann ich Ihm
„aber sonst dienen mit meinem Gebethe oder
„andern christlichen guten Werken; so wird
„mir es ein Plaisir seyn."

Ich hatte kaum Fassung genug das beleidigende Gewäsche anzuhören; Auch sagte ich der Dame einige sehr beissende Dinge über ihre Art sich auszudrücken, über die geerbten Vorzüge des Adels, über des Herrn von Hohenau Character u. s. w. Nach einigem Hin- und Herreden, in welchem sie oft wiederholte, daß sie von dem armen Carl nichts wisse, und mir den Aufenthalt des Fräuleins zu entdecken nicht für nöthig halte,

war ich schon im Begriff voll Verdruß fortzugehn, als sie mich zurückrief, und mir sagte: Sie habe auf ihrer Reise einen jungen Menschen gesehn, den sie in Allem natürlich so beschrieb, wie unser Pflegesohn aussieht und gekleidet ist. Dieser sey des Nachts mit ihr in demselben Wirthshause gewesen, habe sehr traurig ausgesehn, und sey, wie der Wirth nachher erzählt habe, mit dem Postwagen nach Eisleben in der Grafschaft Mannsfeld gereiset.

Nun, mein theuerster Herr? Was soll ich jetzt thun? Der Beschreibung nach müßte ich glauben, daß dies der Herr von Hohenau gewesen ist — Was kann ich also bessers thun, als ihm nachreisen? — Aber was will er in Eisleben? Zu welchem Zwecke? Die ganze Begebenheit ist mir ein unauflösliches Räthsel. Ich weiß nicht recht wozu ich mich entschliesse — Eisleben bringt mich zugleich näher nach Dresden, und wo soll ich ihn sonst suchen? — Ja! ich will hin.

Treffe

Treffe ich ihn nicht an; so erwarte ich Ihre weitern Befehle. Gern will ich die Aussichten, welche Sie mir in Dresden so großmüthig eröfnet haben, aufopfern, wenn ich Hofnung haben kann, unsern Flüchtling in einer andern Gegend zu finden. Allein ich sehe dazu noch keine Aussicht — In einer Stunde reise ich ab.

Z . . . den 13ten Abends.

Hier übernachte ich, und da ich auf allen Posten genaue Nachforschung angestellt habe; so beståttigt sich meine Hofnung, daß ich ihn finden werde, und daß Er es war, der mit der Post nach Eisleben gereiset ist — Gott, mögte es wahr seyn! Gern reisete ich noch heute ab, aber ich bin zu müde.

Wissen Sie denn auch, mein gnädiger Herr! daß ich an dem Orte, wo ich jetzt bin, manche vergnügte Stunde verlebt habe? Ich hatte diesen Abend eine rührende Scene, die auf

auf einmal die Erinnerung derselben lebhaft in mir zurückrief.

Hier besaß der Herr von P . . . . . ein Landgut; Er selbst aber war Hofrath in W . . . . . . Ein lieber, sanfter Mann, nur etwas zu schwach, zu sinnlich. Er war mein Freund — Mögte der Himmel ihm jetzt fröhlige Tage schenken! — Aber er war nicht gemacht, um in dem Creise, den ihm das Schicksal angewiesen hatte glücklich zu seyn. Er verstand nicht die Kunst mit dem Genuße gut Rath zu halten, zu wirthschaften. Jede kleine Freude machte er zu einem Theil seines Wesens, und wer sie ihm raubte, der nahm ihm einen Theil seiner Existenz. Er liebte die schönen Künste, den sanften Umgang der Musen, und vergaß an der Seite eines holden Mädgens alles Ungemach des Lebens, aber auch alles, was man unterdessen nützlichers für die Welt thun könnte als scherzen und küssen. Folglich war er kein fleißiger Hofrath, aber der beste Anordner geselliger

Vergnügungen. Daher kam es denn, daß der Fürst in W.... von ihm, und er von seiner Laufbahn in des Fürsten Diensten nicht sehr zufrieden war, daß er sich nicht höher schwung, wenig Gehalt hatte, und also, weil er nicht reich war, und viel Geld der Freude aufopferte, in seinen häuslichen Umständen zurückkam. Er nahm desfalls seinen Abschied, kehrte in sein Vaterland zurück, schmeichelte sich dort durch seine angenehmen Talente sehr ein, und wurde aufs Neue bey einem Collegium angesetzt. Hier hatte er es mit einem Minister zu thun, der, wenigstens von solchen Leuten, die nicht durch sein allmächtiges Vorwort in den Dienst gekommen waren, viel Fleiß forderte. Mit diesem lebte er in unaufhörlichem Kriege. Der Mann hatte gar keinen Begriff davon, daß ein Schauspiel einem Lande oft weniger Schaden brächte, als ein Cammercollegium, und daß es keine Sünde sey, über ein déjeûné dansant eine Seßion zu versäumen. — Kurz! hier glückte es auch nicht, und unter-

dessen waren meines armen P. . . . Finanzumstände so zerrüttet, daß seine einzige Hofnung blieb, auf seinem Landgute hier in Z . . . sparsam und ländlich zu leben.

Ein Mann aber, der an viel zusammengesetztere Freuden gewöhnt ist, als welche der Aufenthalt in einem Landstädtgen gewähren kann, wird schwerlich je glücklich auf dem Lande seyn. Ich war einst acht Tage lang bey ihm, als ich nach Berlin gieng *: und fand ihn in einem Circul von Bauerknaben, die er vom Pfluge weg an die Bratsche oder Baßgeige berufen hatte.

Diese Lebensart wurde ihm nun bald zu einförmig. Er reisete auf die Nachbarschaft umher, verzehrte viel Geld, kam immer tiefer in Schulden, und mußte endlich seinen Gläubigern entfliehen, und sein Landgut, eine alte würdige Mutter und den Ruf eines ehr-

* Erster Theil 11ter Brief.

ehrlichen Mannes beym großen Haufen im Stiche lassen.

Der Minister war unterdessen in Ungnade gefallen. Ich glaube, er hatte es verdient, aber ich nehme nicht gern Partey gegen den Gedrückten, und rede nicht gern wieder jemand, der sich weder rächen nach vertheydigen kann. Genug, der Minister hatte, schuldig oder unschuldig, seinen Abschied bekommen, und das Gut des Herrn von P . . . . gekauft, wo er jetzt gewiß nicht glücklicher lebt, als der vorige Besitzer, weil sich hier weder Finanzplane, noch Commödienplane ausführen lassen. Doch ist nun das Haus angepinselt, der Garten verschönert worden; Er leidet also, wie es scheint, wenigstens keinen Mangel, und könnte, wenn er weise wäre, zufrieden seyn, indeß P. . . . in der Welt, Gott weiß wo herumirrt.

Am Ende des Flecken, nicht weit von meinem Gasthofe, ist ein Haus, wo immer ein

alter Invalide Wache hält. Ich gieng einige Augenblicke auf dem Platze auf und nieder, und redete mit dem Manne, der eben da stand, von allerley Begebenheiten, von meinem Freunde, der dort noch allgemein geliebt ist, wo er wohl jetzt seyn mögte, vom Minister, der sein Feind war, und von verschiedenen andern Dingen. Der Wachtmann hielt einen alten verrosteten Degen in der Hand, der aber bald meine Aufmerksamkeit auf sich zog — Ich meinte den Degen zu kennen; Er war von Stahl, und einst mit Gold ausgelegt gewesen — „Ja," sagte der Mann, „der hat auch dem guten Herrn „gehört." Ich besah ihn genauer, und es war würklich derselbe Degen, mit welchem ich den ehrlichen P . . . in seinen Wonnetagen in W . . in einem Zirkul von Beyfall lächelnden Damen hatte hin- und herflattern gesehn — Einst die Zierde eines zur Geselligkeit gebohrnen Mannes, jetzt das Werkzeug, den unglücklichen Bettler, der hier Hülfe sucht, von dem Thore abzutreiben —

Gefäß und Stichblatt waren abgenutzt, und das Ohrband verlohren; — Von einem Juden, der ihn in der Auction erstanden hatte, war er für einen halben Gulden an seinen jetzigen Besitzer gekommen —

Der Anblick rührte mich; Ich dachte, ich wollte den Degen an mich kaufen; Aber doch entschloß ich mich anders. In meinen Händen, glaubte ich, wäre er weniger merkwürdig; Hier kann er noch lange ein Monument der Vergänglichkeit menschlicher Hoheit und Freude seyn. Vielleicht wird ein anderer Freund des armen P . . . . der hier durchreiset, dieselbe Ueberraschung haben, empfinden was ich empfand; und wenn der Degen ganz abgenutzt und unbrauchbar geworden seyn wird; wird auch vielleicht der gute P . . . . nicht mehr auf den Beinen seyn, oder glücklichere Umstände werden das Andenken seines erlittenen Ungemachs aus seiner Seele vertilgt haben.

Die Augen fallen mir vor Müdigkeit zu; Morgen früh reise ich weiter. Ich will nun diesen Brief nicht eher fortschicken, bis ich in Eisleben bin.

Eisleben den 16ten.

Meine süßen Hofnungen sind leider! verschwunden; der Herr von Hohenau ist nicht hier, und der Jüngling, der ihm gleichen sollte, ist — rathen Sie, theuerster Herr! — ist des Herrn von Wallitz uneh̃liger Sohn — Doch ich will alles ordentlich erzählen.

Als ich ankam, war mein erster Weg in das Posthaus — Ich fragte nach, man besann sich, erkundigte sich, und ich erfuhr, daß der junge Mensch, von dem ich redete, würklich noch in Eisleben war. Die Stadt ist klein, und bald ausgefragt; Ich fand auf dem Markte, ohnfern der Apotheke das Haus — Mein Herz schlug voll freudiger Hofnung — Nachdem ich nun den Wirth

des Hauses gefragt hatte, ob nicht ein Jüngling, der mit dem Postwagen gekommen sey, bey ihm logiere, gieng er, ohne zu antworten, vor mir her, und führte mich drey Treppen hoch in ein kleines Hinterstübchen, öfnete die Thür, und rief, indem er mich hineinschob: „Junger Herr! da ist jemand, „der Sie sprechen will" und darauf gieng er fort.

— Ich trat also in das Zimmer, und sah nun bald, daß hier nicht war, was ich suchte. Ein Jüngling von edlen Gesichtszügen saß vor dem Bette einer alten Frau, und hatte derselben, wie es schien, etwas vorgelesen, denn ich hörte noch den Laut der letzten Worte, und er hielt das Buch in der Hand, stand auf, als ich kam, und gieng mir freundlich entgegen.

„Ich habe mich geirrt" sagte ich, und trat ein Paar Schritte zurück. „Verzeyhen „Sie, ich glaubte jemand, den ich kenne,

„hier anzutreffen.“ Der junge Mensch steckte sein Buch in die Tasche, und machte mir Entschuldigung, indem er versicherte: „Es „thäte ihm leid, daß ich mich in meinen Er„wartungen betrogen hätte“ und so begleitete er mich wieder aus der Thür. „Ich „führe Sie wieder heraus“ setzte er hinzu, „kann Sie auch nicht bitten, in diesem klei„nen Zimmer länger zu bleiben, denn meine „arme Mutter liegt da an Leib und Seele „krank, und wir haben nur die einzige „Stube. Vorgestern erst bin ich wiederge„kommen, und habe sie sehr viel schwächer „gefunden — die arme Frau!“

„Ich weiß es, Sie sind mit der Post „hier angekommen“ sagte ich, „und das „ist eben die Veranlassung die mich hierher „führt. Es thut mir leid, daß ich Sie beun„ruhigt habe, und noch mehr, daß ich Sie „bey einem Krankenbette finde. Ist Ihre „Frau Mutter schon lange unpaß?“

„Ach, lieber Herr! rief der Jüngling „seufzend, meine Mutter ist in einer sehr „traurigen Lage, und wir sind hier ganz „fremd. — Doch der Himmel wird schon „helfen; und was hilft es, Sie mit einer „langen Geschichte unserer Unglücksfälle zu „ermüden?“

Wir waren nun bis an die Treppe gekommen, aber die sanfte Schwermuth des guten Jünglings hatte zu viel Eindruck auf meine Seele gemacht; Ich konnte nicht so weggehn, sondern fühlte etwas, das mich zu ihm zog. Ich bath ihn, seinen Kummer in meinen Busen auszuschütten. „Es kann „Ihnen vielleicht Zudringlichkeit scheinen“ sagte ich, „aber vielleicht erleichtert es Sie „auch, wenn sie einem Menschen, der so sehr „bekannt mit aller Art Leiden ist, Ihr Herz „öfnen — Kommen Sie! wir wollen unten „in ein Zimmer gehn, wo wir allein sind.“ Und so gieng ich voraus, und bath den Wirth uns eine Stube zu öfnen. Zugleich ließ ich

auch eine Flasche Wein bringen. Ich dachte: „man ist so herzlicher, wenn man etwas um „die Hand hat, und wer weiß, der arme „Jüngling hat wohl in langer Zeit keinen „Wein geschmeckt.“ Dann setzte ich zwey Stühle an den Tisch, und ergriff den jungen Menschen vertraulich bey der Hand, als hätten wir viel Jahre mit einander gelebt.

Nicht leicht erinnere ich mich mehr aufgelegt gewesen zu seyn, eine recht traurige Geschichte zu hören. Zwar fühlt meine Seele immer eine Art von Wonne, wenn sie einem armen gepreßten Herzen die Last des Kummers mit tragen helfen darf. Es ist so süß, auch da wo man nicht Balsam des Trostes in die Wunde giessen kann, doch ein brüderliches Thränchen darauf zu weinen. Ja! ich weiß es, was es heißt, zu leiden, und so umherzulaufen, nicht klagen zu dürfen, niemand zu finden, der uns versteht, den wir würdig hielten, daß wir auch nur einen Augenblick die Bürde, die uns zur Erde drückt, vor sei-

ner Thür hinlegten, sollten wir auch darüber zu Grunde gehn. Deswegen dringe ich mich so gern treuherzig dem Unglücklichen auf. Aber, wie gesagt, heut war ich mehr als jemals in der Stimmung, mit diesem jungen Manne zu weinen. Ein lebhaftes Gefühl alles vergangenen und gegenwärtigen Leiden, das Andenken an den armen verlohrnen Carl, Ihr Schicksal, mein bester Herr! meine ungewissen Aussichten — Das alles kam auf einmal in meine Imagination.

„Scheuen Sie Sich nicht“ sagte ich, und schenkte ein, als der Wirth fort war, „scheuen Sie Sich nicht! Ich bin ein armer „Teufel, und auch nicht sehr beredet zum „Troste, aber da ich selbst so viel gelitten „habe“ — der Jüngling blickte mir wehmüthig in die Augen — „da ich selbst so viel „gelitten habe; so giebt es mir Wonne, wenn „ich einem leidenden Bruder sagen kann, daß „ich in größern Plagen oft unerwartet Trost „und Hülfe von oben herab gefunden habe,

„und daß der, welcher nur Muth und Hof-
„nung und Zuversicht auf den guten Vater
„und Regierer der Schicksale nicht verliehrt,
„wenn die Noth am größten wird, der Er-
„rettung nahe ist. Denn sehen Sie, lieber
„Freund!“ fuhr ich fort, und rückte näher
zu ihm, „wer auf seine vollbrachte Laufbahn
„aufmerksam zurückschauet, die Kette der
„Begebenheit verfolgt, nachsinnt, wie sich
„oft alles so ganz wunderbar hat drehen
„müssen, um uns einem sichern Verderben
„zu entreissen; wer dann dies Gewebe einem
„Ohngefehr zuschreibt, und nicht die Spuren
„einer höhern planvollen Macht wahrgenom-
„men zu haben bekennt, der ist ein Narr
„oder ein Lügner. Ich habe vielleicht dop-
„pelt so lange als Sie in der Welt gelebt,
„aber ich habe noch kein dauerndes Unglück,
„durch die ganze Lebenszeit eines Menschen
„hindurch, bey irgend jemand gesehen —
„Und was wäre es denn auch, eine kurze
„wandelbare Lebenszeit hindurch mit Krank-
„heit und Armuth zu kämpfen? — Eine
„Erschei-

„Erscheinung! Ein Traum! Und welcher „Zufall kann uns die mannigfaltigen Freu„den rauben, die auch der gedrückte, be„drängte, verfolgte, miskannte Redliche „aus sich selbst, aus dem Bewußtseyn der „Unschuld, aus dem Anblicke der schönen „Natur schöpfen kann? — Kommen Sie! „Sagen Sie aufrichtig, was Sie quält?“

Der arme Mensch seufzete tief; Meine Anrede hatte ihn bewegt — Seine Stimme war beklemmt; Er konnte zuerst keinen festen Ton finden; Endlich fieng er an: Hier ist seine Geschichte, die ich, wie Sie denken können, oft durch Fragen unterbrach, als ich hörte, daß Personen, die ich kannte, darinn vorkamen.

„Es mag etwa vierzig Jahre her seyn, „daß ein gewisser Herr von Wallitz, welcher „Besitzungen in Ostindien hatte, und nur „eines Processes wegen mit seinem Sohn

„nach

„nach Europa gekommen war *, wieder in „jenes Land zurückkehrte, seinen Sohn aber „hier ließ, damit er in Halle erzogen wer„den mögte.“

„Als dieser nun die Jünglingsjahre er„reicht hatte, wählte er den Militairstand, „und wurde Lieutenant in sächsischen Dien„sten. Meine Mutter war ein armes un„schuldiges Bürgermädgen in Dresden. Der „Herr von Wallitz suchte Bekanntschaft mit „ihr; Er war schön und angenehm; sie ge„fielen sich, ihr Umgang wurde immer ver„trauter; Endlich ließ sie sich, durch das „Versprechen geblendet, sie einst öffentlich „als seine Gattinn zu erkennen, von ihm „verführen, ein festes, unglückliches Band „zu knüpfen, das mir vor zwanzig Jahren „das Leben gab. Ihre Eltern durften diese „Ver-

* Vermuthlich zum zweyten mal, denn das erste mal kam er im Jahr 1700. her, wie der 3te Brief des IIten Theils bezeugt.

„Verbindung nicht erfahren; folglich war die „Flucht das einzige Rettungsmittel für meine „arme Mutter. Voll Zuversicht auf die „Treue ihres Geliebten warf sie sich ihm in „die Arme, und ließ sich an einen unbekann„ten Ort führen, woselbst sie mich gebahr.“

„Mein Vater besuchte sie in der ersten „Zeit sehr oft, ließ uns auch keinen Mangel „leiden; aber nach und nach kam er seltener, „gab weniger zum Unterhalte her, wurde „immer kälter, und verschob die priesterliche „Trauung, unter allerley Vorwande, von „einem Monathe zum andern. Er klagte „dabey so oft über die Härte und den Geiz „seines Vaters, der ihn ausser Stand setzte, „so viel für uns zu thun, als er wünschte, „daß meine Mutter großmüthig genug war, „gar nichts mehr von ihm anzunehmen, so„bald sie merkte, daß es ihm würklich oft „an dem nothwendigsten Gelde zu seinem ei„genen Unterhalte fehlte. Sie suchte sich „durch ihrer Hände Arbeit kümmerlich zu

„ernäh=

„ernähren. Ja! als er einst voll Verzweif=
„lung zu ihr kam, und ihr sagte, daß seine
„Ehre von Herbeyschaffung einer kleinen
„Summe abhänge, wozu er aber durchaus
„nicht Rath zu schaffen wisse, that meine
„Mutter, was vielleicht Wenige würden
„gethan haben. Sie hatte noch ein Paar
„kleine goldene Ohrringe, silberne Schuh=
„schnallen, und andre Kleinigkeiten an Pa=
„thengeschenken. Mit Freuden trug sie das
„alles zusammen, drückte es ihm zärtlich in
„die Hand, und freuete sich, etwas zu Ret=
„tung ihres Freundes beytragen zu können.
„Er schien den ganzen Werth dieser edlen
„That zu fühlen, nahm mich in seine Arme,
„drückte mich an sein Herz, indem er mir
„eine kleine hölzerne Dose gab, und ausrief:“
„Wenn du mir dies einst in glücklichern Ta=
„gen vorzeigen wirst; so müsse das Andenken
„dieser Stunde tief in meine Seele zurück=
„kehren.“ „Meine Mutter verstand nicht den
„Sinn dieser Worte, aber bald klärte sich
„das traurige Räthsel auf — Sie hat ihn
„von

„von diesem Tage an nicht wieder gesehen —
„Denn, stellen Sie Sich vor, der grausame
„Vater hatte noch ein andres armes Mäd=
„gen unglücklich gemacht, und gieng wenige
„Tage nach dieser Scene fort, nach Ostin=
„dien. Das verführte Mädgen starb in der
„Stunde der Gebährung zugleich mit dem
„kleinen Zeugen ihrer Schande, meine Mut=
„ter aber fiel vor Gram in eine langwierige
„Krankheit.“

„Nach und nach linderte doch die Zeit,
„die beste Trösterinn in Widerwärtigkeiten,
„ihren heftigen Schmerz. Gute Leute nah=
„men sich unserer an; dabey arbeitete meine
„Mutter fleißig, als sie wieder hergestellt
„war, und wandte alles an, mir eine gute
„häusliche Erziehung zu geben. Ich fand
„an einem redlichen Schullehrer in Merse=
„burg einen Beschützer. Er unterwies mich
„ohnentgeldlich, und brachte mich, durch Hülfe
„einiger Wohlthäter, so weit, daß ich in Leip=
„zig die Theologie studieren konnte.“

„Zwey

„Zwey Universitätsjahre waren nun bey„nahe zu Ende, als der würdige Mann vor „eilf Monathen starb, und meine Mutter zu „gleicher Zeit erkrankte.“

„Unterdessen war das Gerücht von der „Wiederkunft meines Vaters zu ihren Ohren „gekommen. Er hat Reichthümer mit aus „Ostindien gebracht, und ist auch hier in „Deutschland durch den glücklichen Ausgang „eines Processes in den Besitz eines ansehn„lichen Ritterguts gekommen. Meine Mut„ter schrieb mir also, voll tröstlicher Ahn„dung, ich sollte zu ihr kommen, und mich „zu einer Reise anschicken. Wir sammleten „hofnungsvoll das Letzte was wir auftreiben „konnten (denn meine bisherigen Wohlthä„ter hörten auf mir etwas zuzuwenden, „sobald der ehrliche Schulmann tod war; — „Wie es denn in der Welt geht, wo so „wenig Menschen aus Liebe zum Guten Gu„tes thun.)“

„Mit dieser kleinen Summe reisete ich „nach Urfstädt — Ich hatte die Dose, die „mein Vater mir einst gegeben hatte, in der „Hand, als ich mich zu seinen Füssen warf, „und alles anwendete, die Sprache der Na„tur bey ihm geltend zu machen — Aber, ach „lieber Herr! Lassen Sie mich nicht weiter „erzählen — “

Ein Strom von Thränen unterbrach hier die Rede des Jünglings.

„Fassen Sie Sich, lieber Freund!“ sagte ich — „Um des Himmels willen! Ihr Va„ter wird Sie doch in den Umständen nicht „verstoßen haben?“

„Mein Gott! Freylich hat er das“ rief der Jüngling. „Ein unwürdiges Allmosen „wollte er mir geben, aber ich schlug es aus, „und so jagte er mich unter harten Drohun„gen fort. Von dieser Reise bin ich vorge„stern zurückgekommen, und habe meine arme

„Mutter

„Mutter sehr schwach gefunden — Doch „blickte sie mir voll freudiger Hofnung „entgegen — Aber ich mußte ihr den „Dolch in das Herz stoßen — O mein „Herr!“

Ich bath den Jüngling nicht weiter zu reden; Es zerriß mir die Seele — „Unmensch“ sagte ich, und sprang vom Stuhle auf, „ja, ich erkenne dich; du bist der „Mann, der meinen Wohlthäter aus seinem „väterlichen Hause vertrieben hat.“ —

Was soll ich Ihnen weiter erzählen? Ich weinte mit dem guten Menschen, sagte ihm, wer ich wäre, und wie manchen frohen Augenblick ich in Urstädt verlebt hätte, tröstete ihn, und nöthigte ihm eine Kleinigkeit auf, die er endlich annahm, weil ich in ihn drang, und darauf bestand, daß seine Weigerung mich beleidigen würde.

Und nun soll es meine erste Sorge seyn, sobald ich nach Dresden komme, wenn es nur irgend möglich ist, dem armen Jünglinge bessere Aussichten zu eröfnen. Wenn

mir der Himmel, durch Ihr großmüthiges Vorwort, eine Versorgung verschafft; so will ich ihn zu mir nehmen, mit ihm theilen, was ich haben werde — Es giebt ja auch so viel tausend Mittel Brod zu verdienen, in einer großen Stadt, und indessen wird seine Mutter genesen.

Aber wo ist nun unser Carl? — Gott wird bey ihm seyn — Ich kann nichts mehr für ihn thun. Morgen reise ich nach Dresden — Dort erwarte ich Ihre Befehle — Mein Herz ist von so mancherley Gefühlen bestürmt; Ich weiß nicht was ich thun, sagen und denken soll.

Leben Sie ruhig und zufrieden, theuerster; bester Herr! Ich bin ewig

Ihr

treu gehorsamster Diener

Meyer.

Dritter Brief.

An den Herrn Hof-Cammerrath von Retzel in Beinfeld.

Donnergrund den 25ten Jenner 1771.

Mon chèr Ami,

Jetzund muß ich Sie Nachricht geben, wie ich unsre Sachen arrangirt habe. Gott sey gelobt! Alles ist in Orduung, und meine Niece soll Ihre Gemahlinn werden; Ich habe sie würklich aus ihres Vaters Hause weggebracht.

Ich bath mir's von meinem Herrn Bruder aus, daß er mir seine Tochter anvertrauen mögte. Er consentirte sogleich, und da nahm ich sie denn mit mich.

Unterwegens sagte ich: „Ma chère Niece! „Ihr müßt jetzo Eure unanständige Paßion „gegen den jungen Laffen aufgeben; davor „hilft nun einmal nichts. Ich weiß Euch „eine bessere Partie, und habe schon mit Eu= „rem Vater geredet. Führt Euch vernünftig „auf! Ich gebe Euch Zeit, Euch zu besinnen, „und will Euch nicht eher auf meinem Gute „sehen, bis ich höre, daß Ihr raisonnabel „geworden seyd.“

Dergleichen Vermahnungen hielt ich ihr den ganzen Weg über, und recomandierte ihr christliche Geduld und Gehorsam gegen ihre Familie. Ich sagte ihr, daß der Mann, den ich ihr destinirte, zwar nicht von alter Familie, aber von des Kaisers Majestät no= bilitirt und sehr reich sey, auch sie in Betracht der Alliance mit unserer Familie gewiß sau= ber und fein halten würde. Sie stellte sich aber gar wiederspenstig und opiniatre. Un= terdessen waren wir nach Bachstädt gekom= men, wohin uns Madam Käserink entgegen

kam,

kam, der ich sie sogleich übergab, und weiter reisete.

Aprésent, mon chèr Ami, müssen Sie selbst das Beste thun. Der Himmel wird seinen Segen geben. Ich schliesse Sie alle Abend in mein Gebeth ein. Sehen Sie zu, daß Sie Sich bey ihr insinuiren.

Aber ich hoffe denn, daß Sie auch Parole halten, und mich den Wechsel, den Sie von mich in Händen haben, wiedergeben werden; Sintemalen ich für Ihnen sehr viel riskiere.

Die Frau Käserink hat Ordre, nicht zu erlauben, daß das Mädgen an jemand schreibt.

Nun, und so war es denn gut. Ich dachte aber wohl, daß der Amant bald nachgelaufen kommen würde, und dictu factu, als ich hier ankam, war der Maulaffe schon hier. Er

rannte in den Hof hinein — Verzeyh' mir meine Sünde! — wie ein toller Mensch. Aber wie war er consternirt, als er mich allein sah, und seine schöne Dulcinea nicht!

Nunmehro gieng er ins Wirthhaus, und wollte da fragen. Da sind denn immer preussische Werber (die hat ja der böse Feind aller Orten) und da dachte ich: „Holla! da wollen wir den Musjö schon fangen.“ Darauf schickte ich meinen Conrad hin, den Sie kennen, den hübschen Menschen, der immer bey unsern Abendandachten ist, und beywohnt, und ließ den Unteroffiicier avertieren. Das war ein durchtriebener Vogel. Der fragte denn den jüngen Herrn aus, und that als wenn er ihm Nachricht geben wollte. Enfin, weiß der liebe Himmel, wie er es so listig angefangen hat, kurz! er hat ihn des Nachts mit weggetransportirt.

Es war auch hohe Zeit, denn den andern Morgen kam der Informator, der mit ihm

auf

auf der Universität gewesen ist, zu mir, und machte einen Lerm, wie der böse Feind. Aber den führte ich ab, und schickte ihn nach Eisleben, weil ich wußte, daß ein anderer junger Pursche, den ich unterwegens gesehen hatte, dahin gereiset war. Da glaubte er, es wäre sein Eleve, und reisete dahin. Nun sind sie aus einander, und alles ist still.

Ich hoffe, Sie werden Wort halten. Noch eine Bitte habe ich. Ich habe in Beinfeld eine Canzelbekleidung, für die hiesige Kirche bestellt, von grünem Tuch, mit gelben Schnüren. Wollten Sie diese Kleinigkeit wohl bezahlen? Der Fuhrmann Madelieb wird es mitbringen.

Unterdessen wünsche ich gut Glück, und schliesse Ihnen in mein Gebeth ein, die ich verharre,

Ihre

ergebene, andächtige Dienerinn

Sibilla von Donnergrund.

Vierter Brief.

An den Herrn Secretair Meyer in Dresden.

Hamburg den 29ten Jenner 1771.

Mein lieber Freund!

Sie haben gethan, was Sie thun konnten. Das Schicksal hat Ihre Mühe und unsre Hofnungen nicht begünstigt; Indessen wird der Himmel Ihren treuen Eifer belohnen.

Gehen Sie getrost nach Dresden — Doch, Sie werden nun schon da seyn, und Ihr Secretairspatent gefunden haben, welches seit vierzehn Tagen ausgefertigt ist.

Der arme Carl! — Es ist unbegreiflich, wo er geblieben ist; Aber wir können nicht mehr thun. Ich werde an Freunde in allen

großen Städten schreiben; Es muß sich doch endlich aufklären, was aus ihm geworden ist. Eine höhere Hand lenkt unser Glück, und ich habe die freudige Zuversicht, daß diese Hand ihn auch auf seinem Irrwege leiten wird.

Vielleicht ist gerade diejenige Erziehung die beste, welche uns das Schicksal giebt. Was helfen nun die Künsteleyen, die schönen Theorien? Ich glaubte nichts versäumt zu haben, das Herz und den Verstand des jungen Menschen zu bilden, und es ist mir doch nicht gelungen, ihn zu einem guten, ruhigen Weltbürger zu machen.

Ein unerwarteter Zufall macht oft alle unsre Predigten zu Maculatur. Glücklich ist das Volk, das keine Erziehungssysteme kennt.

Warum soll sich denn auch ein junger Mann nicht einmal ohne Führer durch die Welt arbeiten? Muß man uns immer am

Gängel=

Gängelbande führen? Ist nicht die ganze Erde unser Vaterland?

Umstände formen den Character, Schicksale bessern, Unglück macht milde, Erfahrung weise, Wiederwärtigkeiten stimmen herab, Leiden würkt Geduld, Schwierigkeiten erwecken den Geist, Weltkenntniß macht uns klug —

Wohlan denn! Er arbeite sich durch die Welt. Ich fühle etwas in mir, das mir sagt, er werde noch einst fröhlige Tage erleben.

Seyen Sie glücklich; Ich bin gefaßt und ruhig, und umarme Sie in Gedanken,

Leidthal.

Fünfter Brief.

An die gnädige Frau von Donnergrund.

Eilig.

den 4ten Februar 1771.

O, meine gnädige Frau! Was fange ich arme Person an? Das Fräulein ist mir fortgegangen, weiß der Himmel wohin. Ich habe sie wie meinen Augapfel bewahrt — Aber mir einen solchen Streich zu machen! Gewiß und wahrhaftig! Es kann ihr nicht gut gehn, nun sie das an mir gethan hat.

Ist das erlaubt, wegzulaufen, wie ein gemeines Mädgen, und in dem Augenblicke, daß sie nur aus der Thür gieng? Ist das honett? Ich dachte, „sie wird ja schon wie„derkommen“ und warte, und warte — Aber fort war sie.

Der Kerl hatte schon vorher unten in der Stube gesessen, im Wirthshause, wo ich Ew. Gnaden entgegen kommen, und einige Tage bleiben mußte. Er sah aus wie der lebendige böse Feind, und gab sich für einen Officier aus. O! ich wollte ihn so beschreiben, wenn ihm der Steckbrief gefertigt werden sollte. Er schwebt mir noch vor Augen, der verruchte Mensch!

Er fieng an, mit mir französisch zu parlieren. Die Stube wurde oben gekehrt, deswegen waren wir unten. „Ich verstehe „kein Französisch“ sagte ich, „ich bin eine „ehrliche Deutsche“ Ja! darauf parlierte er mit dem Fräulein — Gott verzeyhe es ihm! Da müssen Sie es wohl verabredet haben. Es gieng ihnen beyden vom Maule weg, als wenn sie sich zehn Jahr gekannt hätten.

Ich merkte aber gleich Unrath. „Allo!“ sagte ich, „Fräulein! Wir wollen auf unser

„Zim-

„Zimmer gehn, es ist alles fertig. Pfui!
„wer wird sich so mit jedem schäbigten Kerl
„in einen Discours einlassen?“

Wie wir nun so saßen, und bald zu Bette gehen wollten, gieng sie einmal in die Cammer. Ich muß eben ein wenig auf dem Stuhle eingenippt seyn. Denn wie ich mich besinnen konnte, war sie über alle Berge. Der Wirth sagte, sie sey mit dem Kerl in der Cariole fort, und ließe mich noch schön grüßen.

O! ich arme Frau! Was soll ich nun anfangen? Das war als heute vor acht Tagen. Ich gieng gleich den andern Tag zum Amtmann, aber der lachte mir in die Nase, der Spitzbube!

Nun bin ich hierher gekommen — In aller Welt, wer hätte das gedacht? — Allein ich bin unschuldig — Ach! gnädige Frau! zürnen Sie nur nicht auf mich. Lassen

Sie den Kerl gefangen nehmen, und aufhängen, wenn sie ihn haben — So einen Entführer! Ich habe vor Schrecken drey Tage krank gelegen, und kaum das Herz gehabt zu schreiben; Aber Sie müssen es doch einmal erfahren. Ich schreibe dieses Wenige mit zitternder Hand, als Meiner gnädigen Frau

unterthänige Magt

Clara Käserink.

Sechster

Sechster Brief.

An den Freyherrn von Leidthal in Hamburg.

. . . . den 5ten Aprill 1771.

Nun, mein verehrungswürdigster Freund! Wie geht es Ihnen denn? Haben Sie noch einige Güte für den leichtsinnigen Menschen, der Sie aber immer so herzlich liebt, und ewig lieben wird?

Wüßten Sie nur, wie oft mein Herz bey Ihnen ist, wie sehnlichst ich wünsche, Sie zufrieden zu sehn! Beruhigen Sie Sich doch, bester Mann! Was ist am Ende alles Unglück in der Welt? Ein Mann, der so viel Schätze in sich selbst besitzt, kann sich leicht über den Verlust des elenden Reichthums hinwegsetzen. Es ist wahr, Ihre edle Seele

hat jetzt weniger Gelegenheit, die süße Freude des Wohlthuns zu schmecken. Aber ist nicht schon das innre Bewußtseyn, Gutes zu wollen, selbst da, wo man nicht kann, himmlisches Vergnügen?

Auch weiß ich, daß der Verlust der Glücksgüter das geringste Ihrer Leiden ausmacht. Aber Ihr armer Pflegesohn! — Nun! und hat der nicht auch einen Vater im Himmel, der für ihn sorgt? Wer weiß, zu welchem unvermutheten Glücke für den Rest seines Lebens die Erfahrungen, welche er jetzt einsammlet, ihm nützen?

Lassen Sie uns einen Augenblick alles Unangenehme vergessen! Ich will Ihnen etwas vorplaudern, das Ihnen Vergnügen machen soll.

Wissen Sie denn, daß ich mich in den heiligen Ehestand begeben will? Mein Oncle drang schon lange darauf, daß ich auch an

diesem christlichen Sacramente Theil nehmen sollte, und da bin ich denn umhergereiset, die Töchter des Landes zu besehen, und habe ein gutes ehrliches Mädgen gefunden, die ich herzlich lieb gewonnen habe, und alles ist unter uns und unsern Verwandten richtig.

Eleasar und Rebecca wurden beym Brunnen in einer Stunde ihres Handels einig. Das war voreilig, wenn ich sagen darf; Glauben Sie ja nicht, daß ich so gehandelt habe. Ich kenne das Fräulein von M...., des Oberamtmanns jüngste Tochter, schon lange. Wären meine Umstände früher in der Lage gewesen, darinn sie jetzt sind, ich hätte schon vor drey Jahren um ihre Hand angehalten.

Mit einem Worte! Ich darf mit Zuversicht hoffen, geliebt und glücklich zu seyn; Weil es aber doch eine langweilige Sache für einen Dritten ist, von dem Liebhaber die Apologie seines Mädgens zu hören; so will

ich Ihnen lieber eine kleine Erzählung von meiner Reise machen.

Nachdem ich die Beystimmung aller übrigen Verwandten meiner künftigen Frau gewonnen hatte; so kam es darauf an, einen alten Oncle von ihr für mich einzunehmen, der an dem Hofe des kleinen Fürsten von .... lebt, und ein ganz sonderbares Original von Manne ist. Er ist reich; meine Braut hat einst viel von ihm zu erwarten, und obgleich es sonst ganz ausser meinem Character ist, dem elenden Gelde nachzulaufen; so dachte ich doch: „es ist der Mühe werth, den alten „Sünder zu gewinnen, den Podagra und Geiz „bald zu seinen Vätern versammlen werden.“

Ich reisete also hin, ausgerüstet mit allerley Nachrichten von der Denkungsart des Mannes, den ich zu behandeln hatte.

Es war zu spät als ich ankam, um sogleich zu ihm zu gehn; Es war etwa sieben

Uhr des Abends. Der Wirth fragte, ob ich in Gesellschaft oder auf meinem Zimmer speisen wollte; Ich wählte das erste, und indeß der Wirthstisch gedeckt wurde, bath ich, weil ich allein war, den Herrn Hospes, mir ein Buch zu leyhen.

Er brachte mir ein Andachtsbuch, geschrieben von dem Herrn Avenarius in Schmalkalden — Ein originelles Werk in seiner Art! Die Leute, welche die in dieser Sammlung enthaltenen Gesänge, Predigten und Gebethe gemacht hatten, führten lauter sonderbare Namen, als Steuerlein, Pfefferkorn u. s. f. Voran stand allemal der Lebenslauf des Verfassers eines solchen Gesanges, und da fand es sich, daß sie mehrentheils Informatorn gewesen waren; deren höchst unwichtige Begebenheiten in dem wichtigsten Styl geschrieben waren. An typographischer Schönheit fehlte es auch nicht, denn alle Anfangsbuchstaben waren mit herrlichen Verzierungen versehen. Da sahe man ein I

mit einer Alongenperücke, eine Sonne, darinn ein Z stand, und dergleichen mehr — Welche Thorheiten doch der falsche Witz auch in die kleinsten Anstalten mischt!

Ich legte das Buch bald auf die Seite, fand ein Blatt vom Reichspostreuter, ersah daraus mit Vergnügen: wo der König von Neapolis zu Mittag gespeiset hatte; wie der König von Frankreich die armen Haasen und Hirsche bekriegt; durch welche Städte der russische Courier, von dessen Geschäften man nichts wisse, und der vielleicht an irgend jemand ein Paar Armbänder überbringt, passirt sey; in welcher fürstlichen Menagerie eine Leopardinn trächtig ist; für welche schwangere Fürstinn die Kirchengebethe geschehen; ob ein Prinz auf Reisen gegangen; ob irgendwo ein Zwerg oder Zwitter zu sehen ist; was man in Hamburg von den Verhältnissen der bourbonischen Höfe urtheilt — Und während des Lesens kam denn nach und nach meine Gesellschaft.

Ein Amtmann aus der Nachbarschaft, der Apotheker des Orts, ein abgedankter Officier, ein Kaufmann, und ein Mann, der sehr mystisch aussah, waren nebst mir die Tischgäste.

Man sprach anfangs wenig; Als man aber sich mit Speise und Trank gelabt hatte, wurde die Unterredung lebhafter.

Mich kannte man nicht, und lästerte daher oft über meinen künftigen Oncle. Man sagte: er trinke aus Geiz Kräuterthee, weil derselbe wohlfeiler wäre. Dabey glaube er immer, er sey krank, und habe neulich den Doctor eilig des Nachts aus dem Bette holen lassen, und dieser, weil er glaubte es sey Gefahr da, lief geschwind im Schlafrocke hin. Es fand sich aber, daß das Uebel sehr gering war, und daß der alte gnädige Herr es sehr übel aufnahmen, daß der Doctor in einer so unehrerbiethigen Kleidung erschien. Der Arzt, der ein schlauer Mann ist, merkte sich

das, und als er bey einem ähnlichen Vorfalle aus dem Schlafe geweckt wurde, schickte er, statt seiner Person, seinen besten Sonntagsrock nebst der Perücke hin.

Der Apotheker kam hier in sein Fach. Er sprach von Medicamenten, welche bey ihm verschrieben würden. Als er die Confectio al Kermis nannte, glaubte der alte Officier, es sey Confect zur Kirmiß, welcher Misverstand dem Herrn Amtmann gute Laune machte. Bald nachher aber war von Comödien die Rede, und da sagte der Amtmann: das sey eine gute Motion, worüber denn wieder der Officier lachte. Der Amtmann verließ früh die Gesellschaft.

Da gieng es denn über den Fürsten her. Man erzählte unter andern ein Stückgen von ihm, das auch der Mühe des Nacherzählens werth ist. Dieser Sultan hatte nemlich, bey der Niederkunft seiner Gemahlinn, das gantze Ländgen zur Gevatter gebethen. Unterdessen

 reiseten

reiseten ein Paar Leute auf den Dörfern umher, und stellten den getreuen Unterthanen vor, es sey doch billig, für diese landesväterliche Aufmerksamkeit, dem gnädigsten Herrn ein Pathengeschenk zu geben. Jede Gemeine wurde auf diese Art bewegt, sich zu einer freywilligen Gabe zu unterzeichnen. Nachdem diese Finanzoperation vollbracht war, fieng man an, die Gelder einzutreiben, und — O! Schande für den kleinen Despoten! — man exequirte, und nahm den armen Leuten die Betten aus den Häusern, um ihnen dies willkührliche Geschenk abzujagen.

Der Kaufmann sprach beständig von Pferden; Ich glaubte er handelte damit, erfuhr aber, daß er nicht ein einziges im Stalle hätte. — Wunderbar genug, dachte ich, daß der Mensch zuweilen seine Fantasie mit Gegenständen nährt, die er nicht besitzt, oft nicht besitzen kann, und wovon ihm also die Kenntniß völlig unnütz ist. Wie mancher mischt sich auf diese Art in

Staatshändel, in Geisterlehre, und allerley für ihn verlohrne Dinge. Ja, dieser Kaufmann überschrie uns alle mit seinen Pferdegesprächen, und widersprach nur rund weg jedem andern Vortrage, um bald davon abbrechen, und auf seine Lieblingsmaterie kommen zu können. Er hatte die wahre Gabe zu überreden, in dem Sinne, wie man jemand überreitet, nemlich über den Haufen reitet.

Endlich verlohr sich nach und nach die Gesellschaft, bis auf den mystischen Mann, der beynahe keinen Laut von sich gegeben hatte. Es war eine abgezehrte, blasse, kränkliche Figur, etwa vierzig Jahr alt, aber dem ersten flüchtigen Anblicke nach hätte man ihm zehn Jahr mehr gegeben. Er hatte dünne graue Haare, hinten in einen kleinen Zopf gesammlet, eine Art von Tonsur, steckte in einem sehr abgetragenen braunen Rocke mit gelben Knöpfen, und hatte sehr schmutzige Hände, als Einer, der vielerley angreift.

Sein Blick war unsicher, irrend, und zuweilen ohne Kraft in die Höhe strebend.

Er hatte mich vom Anfang an auf dem Korn gehabt; es schien, als mögte er es mit mir allein zu thun haben. Weil ich nun nicht gern jemandes Hofnung täusche; so blieb ich gegen ihm über sitzen, als die Andern fort waren.

Kaum war der Letzte hinausgegangen, als er näher an den Tisch rückte, und ausrief: „Mein Gott! mit welchen Kleinigkeiten be„schäftigen sich diese Leute!“

„Ja wohl!“ sagte ich. „Aber es ist nun „einmal so durch alle Stände im menschli„chen Leben, daß jeder das für groß hält, „was Beziehung auf seine kleine eingeschränkte „Sphäre hat, indeß er alles übrige, was „Andern wichtig scheint, verachtet.“

„Das ist wohl wahr,“ erwiederte er, „und darüber wird die einzige Wissenschaft, „welche

„welche uns Aufklärung über alles in der „Natur giebt, so schändlich hintange„setzt. Darum giebt es so wenig wahre „Philosophen, weil die Menschen so thöricht „sind, das für wichtig zu halten, was in „dieser irdischen Welt um sie her ist, in wel„cher doch der Geist nur gereinigt werden soll, „um demnächst wieder in die Urquelle zurück„zufliessen: Aber es giebt doch, Gott sey „Dank! Männer, die, in dem wahren Ge„nusse der hermetischen Philosophie, Licht „um sich her verbreiten, und jener verheisse„nen Periode entgegen arbeiten, in welcher „das Reich des Belial zerstört, und die Sinn„lichkeit unterdrückt werden, in welchem das „Geistige wieder über das Materielle siegen „wird. Ja, mein Herr! Ich glaube es Ih„nen anzusehen, und habe es aus verschiede„nen Worten, die Ihnen entfahren sind, ge„schlossen, daß ich mit Ihnen frey sprechen „kann. Sie sehen hier einen Mann in mir, „den Sie vielleicht nicht erwarten. Ich kann „wohl sagen, in mir ist mehr Gnade wirksam

„gewor-

„geworden, als ich schwacher Mensch ver„diene; Aber nun bin ich auch, obgleich in „Demuth, über alle Weltkleinigkeiten hin„aus, dringe mit dem Geiste in die Natur „ein, und schmecke in reichem Segen, wie „freundlich der Herr ist.“

„Also,“ unterbrach ich ihn, „sind Sie „vermuthlich ein Adept?

„Mein Herr und Bruder!“ sagte er mit der lächerlichsten Würde, „Unser Wissen „ist Stückwerk, und alle Erkenntniß kömmt „von oben herab; Aber was meine Augen „gesehen, und diese Hände gefördert haben, „das ist in meinem Herzen verschlossen, und „nur einem treuen Mitverbundenen darf ich „es offenbahren, wie groß die Herrlichkeit „an mir gewesen ist. Sehen Sie nicht auf „diesen Rock! Ach du lieber Gott! der Weise „ist darüber hinaus, und meine Umstände „sind jetzt leider so, daß ich nicht Gelegen„heit haben kann, zu arbeiten, sonst wollte

„ich

„ich des Goldes mehr haben, als zehn Kö-
„nige aufzutreiben im Stande wären. Ich
„reise blos deswegen, um einen würdigen
„Bruder aufzusuchen, der empfänglich für
„die Wahrheit, und nicht ganz fremd in der
„salomonischen Wissenschaft ist, mit dem ich
„dann arbeiten, und ihm etwas zeigen könnte,
„das die Augen ergötzt, und das Herz froh
„macht. Um Verzeihung! Sie wohnen hier
„in der Nähe?“

„Nein!“ antwortete ich trocken, und stand auf, denn ich merkte nun wohl, mit wem ich es zu thun hatte — Aber er erhob sich auch von seinem Stuhle und trat vor mir hin: „Mein Herr!“ sprach er, „Sie haben
„ein menschenfreundliches Herz. Können
„Sie mir nicht mit einer Kleinigkeit bey-
„stehn? Vielleicht bin ich im Stande, Ih-
„nen einst hunderttausendfältig wiederzuge-
„ben, was Sie heute an mir thun, denn
„meine Zeit ist noch nicht gekommen; doch
„kann ich Ihnen ein Arcanum für Ihre Ge-

„sundheit

„sundheit geben. Hier haben Sie ein Gläs-
„gen mit einer hohen Arzeney; zwar nicht die
„erste Hauptmedicin, aber doch Tropfen, die
„Sie, wann Sie mir folgen, mäßig leben,
„und Glauben haben" — *.

Ich ließ ihn nicht ausreden, griff in die Tasche, gab dem Narren etwas Geld, aber keine Vermahnung (denn solche Leute sind nicht zu curiren). Ich verbath seine Arzeney, ließ ihn stehn, und gieng zu Bette.

Den folgenden Morgen also rüstete ich mich aus, dem alten Herrn Oncle meine Aufwartung zu machen. Ich ließ mich, sobald ich

* Ich vermuthe nicht, daß der Herr von W. hier die hermetische Philosophie angreifen, sondern nur die Leute lächerlich machen will, welche, wann sie aus Büchern, die sie nicht verstehen, ein mystisches Gewäsche auswendig gelernt haben, in der Welt umherreisen, auf leichtgläubige Thoren und Schwärmer Jagt zu machen.

ich angezogen war, durch meinen Bedienten, der seine beste Livree anziehen mußte, melden, und sann unterdessen nach, wie ich meine Rede einleiten, und wie ich es anfangen wollte, den Mann für mich einzunehmen."

Ich bin glücklich in meinem Vorhaben gewesen; soviel will ich Ihnen heute nur noch sagen. Die Art aber, wie ich es angriff, und die übrigen Umstände meiner Reisebegebenheiten, behalte ich mir vor, Ihnen in meinem nächsten Briefe zu erzählen. *

Es soll mich innigst freuen, wenn Ihnen mein Geplaudere einige heitere Augenblicke macht. Noch einmal! muntern Sie Sich auf, würdigster Freund! und zweifeln nie an der treuesten Freundschaft

Ihres

Ihnen ewig ergebenen
v. Weckel.

Sieben=

* Der sich aber nicht in dieser Sammlung findet.

Siebenter Brief.

Von dem jungen Herrn von Hundefeld an den Freyherrn von Leidthal in Hamburg.

..... den 12ten Aprill 1771.

Hochwohlgebohrner Freyherr!
Hochzuverehrender Herr!

Ich halte es für meine Pflicht, Ew. Hochwohlgebohren, obgleich ich nicht die Ehre habe, Dieselben persönlich zu kennen, eine Nachricht zu geben, welche freylich Ihr gefühlvolles, leidendes Herz noch mehr beunruhigen wird, vielleicht aber auch dazu dienen kann, Sie näher auf die Spur von des Herrn von Hohenau, meines ehemaligen Freundes, Aufenthalt zu führen.

Ein Brief, den meine Eltern von meiner Tante, der Frau von Donnergrund, bekommen haben, hat uns Alle in neues Schrecken gesetzt. Sie schreibt darinn: „Sie habe „meine Schwester, welche sie mit sich von „hier weggeführt hatte, einer Freundinn „anvertrauet, indeß sie selbst noch eine andre „kleine Reise vornehmen wollte. Diese „Freundinn trat unterwegens des Abends „mit meiner Schwester in einem Wirths„hause ab, wo sie des Nachts bleiben mußten. „Ein Mann, der französisch redete, unter„hielt sich einen Augenblick mit meiner „Schwester, als sie unten im Hause standen. „Sie sprachen bekannt zusammen; Gegen „die Nacht aber entwischte auf einmal meine „Schwester aus ihrer Cammer, und als man „sie vermißte, sagte der Wirth, sie sey mit „dem Fremden davon gegangen.“

So unglaublich, so sehr ausser dem Character meiner Schwester diese Begebenheit auch ist; so können wir doch leider! nicht an

der Wahrheit der Erzählung zweifeln. Gewiß hat sich also meine Schwester dem Herrn von Hohenau in die Hände geliefert, die unglücklichen Leute werden, wer weiß wo? in der Welt umherlaufen, und indessen sind meine Eltern von Kummer niedergedrückt — Sie liegen beyde krank zu Bette.

Versäumen Ew. Hochwohlgebohren doch nicht, ich bitte Sie inständigst, den Flüchtlingen nachzuspüren; ich werde morgen selbst nach Donnergrund und weiter reisen.

Meine Eltern überhäufen mich mit Vorwürfen, geben mir und meiner Freundschaft zu dem Herrn von Hohenau alle Schuld ihres jetzigen Unglücks, und ich bekenne es, bald reuet es mich, mein Herz mit einem so leichtsinnigen Menschen getheilt zu haben. Welch ein unkluger Schritt! Was wollen diese jungen Leute nun anfangen?

Doch, ich will Ew. Hochwohlgebohren nicht mit Klagen ermüden. Noch einmal bitte ich Sie angelegentlichst, uns mit Rath und Erkundigung beyzustehn; der ich ehrerbiethigst verharre,

Ew. Hochwohlgebohren

ganz gehorsamster Diener

Friedrich von Hundefeld.

Achter Brief.

An den Freyherrn von Leidthal in Hamburg.

Dresden den 16ten May 1771.

Ich schrieb Ihnen, mein theuerster Wohlthäter! in meinem letzten Briefe, * wie sehr ich in allem Betracht Ursache habe von dem Zustande zufrieden zu seyn, in welchen ich jetzt — Dank sey es Ihren großmüthigen Bemühungen! — versetzt worden. Ich bin nun würklich schon so zu Hause in den Geschäften, welche mir meine angetretene Bedienung vorschreibt, als wenn ich viel Jahre darinn gearbeitet hätte.

Ich sage dies nicht zum Lobe meiner Geschicklichkeit, denn es ist in der That unglaub-

 lich,

* welcher sich aber, nebst einigen andern, nicht findet.

lich, wie wenig dazu gehört, in einem Collegio den gewöhnlichen Strich von Arbeiten mitzuhalten; und weiter wird ja nichts verlangt, im Gegentheil! man würde sich vielleicht sehr schlecht empfehlen, wenn man es versuchen wollte, sich vorzüglich auszuzeichnen.

Wenn daher nur jeder wüßte, zu welcher Laufbahn ihn das Schicksal bestimmt hat; so glaube ich, man könnte auf Universitäten eine Menge unnützer Dinge zur Seite liegen lassen, die viel Zeit und Geld zu erlernen kosten, und uns oft in der Folge zu gar nichts nützen. Wie mancher studiert drey Jahre lang die römischen Rechte, und ist nachher, mit einem weitschweifigen juristischen Styl, und einer völligen Unwissenheit von dem Zustande des Landes und der Landwirthschaft, der elendeste Rath bey dem Cammercollegio, und der Gottesgelehrte, der voll orientalischer Sprachkenntniß steckt, predigt, wenn er Landpriester wird, den Bauern unverständliches Zeug vor.

Ueberhaupt halten die sogenannten Brodstudien manchen ab, solche Wissenschaften zu treiben, deren Einsicht dem Menschen in jeder Situation Nutzen und Freude schaffen, den Kopf aufklären, und zu allen übrigen Geschäften tüchtig machen. Dahin rechne ich hauptsächlich Mathematik, Naturkenntniß und Sprachen. Was aber Philosophie betrifft; so denke ich fast, man sollte darinn gar keine fremde Systeme studieren. Ich glaube, wir würden sehr viel tiefere Blicke und kühnere Schritte thun, wenn nicht früh unsere Gedanken in ein Fuhrwerk gesetzt, und auf einen Weg gebracht würden, der am Ende grade dahin führt, wohin schon so Viele vor uns her gereiset sind.

Ein anders ist es mit Wissenschaften, wo Erfahrung auf Erfahrung gegründet werden muß; aber da, wo es blos auf Scharfsinn und intellectuelle Kraft ankömmt, da sollte man dem Menschen das Originelle nicht nehmen. Denn eben daher kömmt es, daß wir

seit einigen tausend Jahren so wenig wahrhaftig neue Wahrheiten gefunden haben, und daß wir die Bücher derjenigen Leute für Unsinn halten, die ihren eigenen Weg gehn; weil wir nemlich einmal an eine conventionelle Gedankenreihe gewöhnt sind, und jeder kühne Absprung davon, uns aus unserm Concepte bringt.

Nun etwas von meiner kleinen häuslichen Einrichtung! Ich bewohne ein Paar recht artige Zimmer am Markte, in der Neustadt. Vor mir sehe ich die vergoldete Bildsäule des Königs August II., welche der Stadt den Hintern zeigt, und eine lange Allee von Lindenbäumen, welche nach dem schwarzen Thore zu führt. Zuweilen mache ich denn so meine Betrachtungen, wie viel mehr sich ein Fürst verewigt, wenn er, so wie der große Friedrich, denen Männern, welche dem Vaterlande treue, wichtige Dienste geleistet haben, Ehrensäulen errichtet, als wenn er bey seinen Lebzeiten, aus Furcht, man

mögte es nach dem Tode vergessen, sein eigenes Bild auf den Markt hinpflanzt.

Sie wissen, mein gnädiger Herr! daß ich den jungen Wallitz, sobald seine Mutter zur Erde bestattet war, hierher geholt habe. Weil ich nun nicht Platz genug in meiner Wohnung hatte, so miethete ich ihm ein Zimmer in einem Hause ohnfern dem Jägerhofe. Er scheint zufrieden mit seinem Zustande, und ist auch glücklich genug hie und da, durch Unterweisung und durch literarische Arbeiten für die leipziger Buchhändler, etwas zu erwerben. Also, hoffe ich, soll es schon gut gehn.

Mein Präsident läßt mir sagen, ich sollte in einer Stunde zu ihm kommen. Er ist ein würdiger Mann, der sich allgemeine Ehrerbiethung und wahres Zutrauen zu erwerben weiß. Es giebt Leute, die man nur bewundern kann, ohne sie zu lieben, und andre, an welche uns eine geheime Sympathie

pathie fesselt, ohne daß wir eben würden sagen können, was gut an ihnen ist. Aber dieser Mann herrscht über den Verstand so wie über das Herz aller derer, die mit ihm in Verbindung stehen. Ich schmeichele mich seiner Zuneigung, und bin stolz darauf; Nicht weil ihn das Schicksal zu meinem Cheff gemacht hat, sondern weil er ein besserer und klügerer Mensch ist, als ich, und die Ordnung der Dinge will, daß man dem hervorstechenden wahren Verdienste huldige.

Vor zehn Tagen war ich in Hernhut, und sahe die Einrichtung der Brüdergemeine. Ich habe immer eine große Achtung für dies stille, gute Völkgen gehabt. Man sage was man will; so ist es gewiß, daß sie das Mittel gefunden haben, unter sich ruhig und glücklich zu leben, und das Interesse der Einzelnen an das Interesse des Ganzen zu binden. Der elende Unterschied der Stände, das Uebergewicht des Reichthums, der Jammer der Armuth, der Luxus — Alle diese traurigen

rigen Verderbnisse fallen doch bey ihnen weg, und also auch eine Menge unglücklicher Leidenschaften, die unaufhörlich an uns Andern nagen, uns zwingen alles auf unsern Privatvortheil anzupassen, und allen esprit public in unsern Seelen verlöschen.

Es wäre lächerlich zu behaupten, es gäbe deswegen keine schlechte Menschen unter ihnen; Aber das ist doch zuverläßig wahr, daß ihre innere Einrichtung sie davor sichert, daß die Verirrungen einzelner Menschen nicht den Plan im Ganzen zerrütten können.

Zinzendorf war gewiß ein großer Mann, und vielleicht würde man dies noch lebhafter fühlen, wenn man seine geheimen Plane, oder wie er demnächst mit seinem Häuflein auf die übrige Welt würken wollte, genauer wüßte.

Es ist mir unbekannt, was für Köpfe jetzt an der Spitze des Systems sind; aber davon

davon bin ich überzeugt, daß man mit einer mäßigen Anzahl also abgerichteter, auf Einen Ton gestimmter Leute sehr viel würken kann, und daß man damit eine der europäischen Welt so höchst nöthige moralische Revolution, ohne alle Gewalt, durchsetzen könnte.

Wir arbeiten leider! täglich mehr daran, alle Bande aufzulösen, und in weniger als hundert Jahren werden wir die schrecklichen Folgen davon fühlen. Verstünden nur die Regenten ihr Handwerk! Mein Gott! man kann ja mit den Menschen machen, was man will. Unmerkliche, kleine, sichre Anstalten können ungeheure Würkungen hervorbringen — Eine Uniform, eine Nationalkleidung, ein allgemeines Nahrungsmittel, ein nomen collectivum, flößen einen esprit de corps ein, und binden Tausende, daß sie thun, was sie nicht thun würden, wenn nicht diese kleinen Gleichförmigkeiten unter ihnen herrschten; und ich bin sehr überzeugt, daß unsre künstlichen Armeen viel öfterer in der Schlacht

aus

aus einander laufen würden, wenn sie nicht einerley Röcke trügen. Wußten die ersten Erfinder grausamer, unnatürlicher Maschienen solche listige Mittel recht gut zu nützen, warum sollte man dieselben nicht zu Durchsetzung edlerer Endzwecke gebrauchen können?

Es freuet mich innigst zu hören, daß nun auch unser redlicher Commerzienrath Müller Hofnung hat, in dänische Dienste zu kommen — Ach bester Herr! Sie sind unser Aller Wohlthäter, der Schöpfer unsres Glücks — Wie können wir Ihnen je genug danken! Doch, der bessere Lohn ist in Ihrem Herzen. Hätten wir nur den armen Carl wieder! Wie zufrieden wollten wir seyn!

Ich küsse Ihnen die Hände

Meyer.

Neunter Brief.

An den Herrn Secretair Meyer in Dresden.

Hamburg den 30ten May 1771.

Herzlichen Dank für Ihren lieben Brief. Er hat mir in allem Betracht Vergnügen erweckt, vorzüglich aber, weil er die Nachricht enthielt, daß Sie gesund und zufrieden mit Ihrem Zustande sind.

Was Sie an dem jungen Wallitz thun, wird Ihnen der Himmel und Ihr Herz vergelten — O! wenn ich je wieder in solche Umstände käme, (und wer weiß? Mein Proceß ist ja noch nicht zu Ende) daß ich diesem jungen Menschen, dem Sohne meines Verfolgers, glücklichere Tage machen könnte! — — Freund! solch' eine Rache wäre doch wohl

süß!

süß! — Aber ich fühle, daß Stolz Antheil an diesem Wunsche hat. Der Herr mögte gern, daß sein Herz sagte: „Sieh! das hast „du an deinem Feinde gethan! Wie sich der „jetzt schämen muß!“

Ueberhaupt glauben wir oft am uneigennützigsten zu handeln, wenn wir es am wenigsten sind. Wir betrügen uns dann selbst, wenn wir so im Stillen eine edle That vollführen, indem doch eine andre Leidenschaft im Hinterhalte Acht giebt, und ein Protocoll darüber abfaßt; Wir stellen uns aber, als merkten wir das nicht. Nichts ist wahre Tugend, als das, was aus der reinen Absicht ausgeübt wird, die Vollkommenheit des Ganzen zu befördern — Aber wie wenig solcher Handlungen giebt es?

Doch darüber wollen wir nicht zanken. Genug! ich mögte dem jungen Wallitz gern dienen, wenn ich könnte; Ihm wäre auch im Grunde eben so viel damit geholfen, ob

ich es aus Eitelkeit oder aus reiner Absicht thäte. Und das ist wahrlich eine sehr feine Einrichtung in der Welt, daß das Gute doch geschieht, selbst von denen, die das Gute nicht lieben, indem tausend kleine Triebfedern den Willen herbeyführen.

Wir leben noch auf dem alten Fuße, der ehrliche Müller und ich. Morgens gehen wir zuweilen, wenn es heiteres Wetter ist, ein bisgen umher, und ergötzen uns an manchen schönen Gegenständen, welche denen, die an dieses Schauspiel gewöhnt sind, und ihre Geschäfte im Kopfe haben, entwischen.

Diesen Morgen haben wir das Tollhaus besehen — Ein Anblick, der jedem Menschenfreunde höchst wichtig seyn muß. Allein ich habe noch sehr viel an dergleichen Anstalten auszusetzen. Man wendet zu wenig Sorgfalt auf die Herstellung solcher Leute.

Wir sind Alle mehr oder weniger Narren, das heißt: gewöhnlich ist eine Hauptleidenschaft so sehr Meister über uns, daß sie mit unserm Kopfe davonläuft, so oft sie uns allein, ohne Hülfe, antrifft. Die ganze Kunst besteht nur darinn, die Leidenschaften immer mit einander im Wettkampfe zu erhalten, und nach dem Jesuitensysteme: divide, & impera! zu verfahren. Wer dies kann, den nennen wir im gemeinen Leben einen klugen und guten Menschen.

Bey den eingesperrten Narren aber ist mehrentheils Eine Leidenschaft so mächtig geworden, als etwa die Maitresse über den schwachen Fürsten, oder gar zwey Leidenschaften, die sich gut miteinander vertragen, wie wenn der Cammerdiener sich mit in die Regierung mischt. Sie machen dann den armen Menschen, den sie beherrschen, taub gegen alle andre Eindrücke.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Warum studiert man also nicht mehr die Quelle des Uebels? Man muß doch seinen Feind kennen, um gegen ihn streiten zu können. Allein, wer bekümmert sich darum in solchen Häusern? Und doch ist das wahrlich keine Kleinigkeit. Ich glaube, daß es wenig Narren giebt, die nicht durch eine kluge Behandlung zu leiten, und dazu zu bringen wären, was wir Vernunft nennen.

Den 31sten.

Freuen Sie Sich, mein Lieber! da ist ein Brief von unserm Carl — Lesen Sie ihn selbst! *

Sagte ich es nicht, daß ihn die Vorsicht gut leiten würde? Er ist Officier, und — O unbegreifliches Schicksal! Er hat sein Glück dem Manne zu danken, um dessentwillen Sie einst so viel gelitten haben.

Doch,

* Den folgenden Brief.

Doch, ich will Sie nicht länger mit meinem Geplaudere aufhalten, da Sie begierig seyn werden, die Einlage zu lesen — Der gute Müller ist so froh, als wenn Hohenau sein eigenes Kind wäre. Sehen Sie nun, daß der Himmel doch die guten Leute nicht verläßt?

Leben Sie wohl, und freuen Sich mit uns. Ich bin ewig

Ihr

treuester Freund,

Leidthal.

Zehnter Brief.

(in den vorigen eingeschlossen.)

An den Freyherrn von Leidthal in Hamburg.

Berlin den 26sten April 1771.

Darf ich es noch wagen, vor Ihnen, mein theuerster, bester Wohlthäter und Vater! mit diesen Zeilen in der Hand, zu treten, und Sie reuevoll um Verzeihung der Unruhe, des Kummers zu bitten, den ich gewiß Ihrem zärtlichen Herzen werde verursacht haben? —

Entschuldigen kann ich meine Thorheit nicht. Aber Sie kennen ja das Wesen der Liebe, und wissen, wie schwer es einem jungen Menschen von meiner Lebhaftigkeit ist, die kalte Vernunft zu hören, wenn heftige Leidenschaft sich der Seele bemeistert hat.

Das Bewußtseyn der Unschuld und Reinigkeit meiner Absichten, die Furcht, das zu verliehren, was allein mich an die Welt fesselt, Ihr Schicksal, vortreflicher Mann! welches Sie doch ausser Stand setzte, fernerhin, ohne Ihre eigene größte Ungemächlichkeit, für mich zu sorgen — das alles trat auf einmal so lebhaft vor meine Augen, daß ich mich entschloß, es zu versuchen, meine Geliebte den Händen ihrer Verfolger zu entreissen, und mit ihr ein Winkelchen der Welt aufzusuchen, wo wir, unbemerkt und ohngekränkt, mit der Arbeit unserer Hände unsern Unterhalt erwerben könnten — Ich hoffte, die Liebe würde meine schuldlosen Absichten begünstigen — Aber ach! wenn dieser Schritt zu kühn, zu übereilt war; so bin ich hinlänglich dafür bestraft; denn noch haben meine Augen das liebe Mädgen nicht wiedergesehn, obgleich von einer andern Seite die Vorsehung über mich gewacht, und mich dem Unglücke entzogen hat, in welches meine Unbesonnenheit mich hätte stürzen können —

Noch einmal! Ich werfe mich zu Ihren Füßen; Entziehen Sie mir Ihre väterliche Güte nicht — Das Andenken alles dessen, was ich Ihnen zu danken habe, ist nie aus meiner Seele gewichen, kann nie verlöschen; Und sollten Sie mich auch verstoßen, und nichts weiter von mir hören wollen; so bleibe ich doch ewig Ihr Eigenthum. Aber das werden Sie nicht thun. — Haben Sie nicht immer mein Herz mit Nachsicht und Sanftmuth auf den rechten Weg geleitet? Sind Sie nicht mein Schutzengel, von meiner zartesten Kindheit an, gewesen?

Doch fühle ich mit innigster Freude, daß ich Sie nicht Ihrer Wohlthaten wegen, nein! daß ich den herrlichen, ausserordentlichen, edlen Mann in Ihnen verehre, den Mann, der so, mit allgemeiner treuer Liebe, Alles umfaßt, zu dem man sich hingezogen fühlt, ohne zu wissen wie. — Ja! ich bin so stolz, zu glauben, Sie könnten Sich nicht von mir lossagen, und Sie wollten es auch nicht. Und

mit dieser festen Zuversicht auf Ihren großen Character, bin ich so kühn Ihnen zu sagen, wie es mir seit der unglücklichen Stunde gegangen ist, da ich, mit zerrissenem Herzen, meinen Freund in Göttingen verließ.

Ich lief nach dem Landgute zu, wo ich meine Charlotte noch zu finden glaubte. Dort wollte ich die Knie ihrer Eltern umfassen, und sie beschwören, uns nicht zu trennen, uns nicht das Leben zu nehmen. Aber sie war schon mit ihrer Tante fortgereiset, und nun glaubte ich keine Zeit verliehren zu dürfen, ihr nachzueilen, um sie, wo möglich, den Händen dieses schändlichen Weibes zu entreissen.

Der Schulmeister (der einzige Mensch, den ich dort sprach) mußte mir den Weg beschreiben. Ich fragte von Dorf zu Dorf; Aber schon gegen die Mitte der Reise verlohr ich die Spur; Nirgends weiter hatte man die Kutsche gesehen. Man machte mich irre.

Ich verlohr darüber acht Tage. Dadurch aber ließ ich mich nicht abhalten, sondern gieng endlich nach Donnergrund. Doch, als ich ankam, erfuhr ich zu meinem größten Erstaunen, daß die Frau von Donnergrund allein, ohne ihre Nichte, angekommen sey.

Was war nun zu thun? Traurig und unentschlossen stand ich da im Wirthshause. Es waren preußische Werber * mit einigen Recruten in demselben Zimmer, und ausserdem saß noch ein Franzose in der Ecke. ** Dieser nun näherte sich mir; Er merkte, daß ich in einem unruhigen Gemüthszustande war, und suchte jetzt auf die verbindlichste Art mein Zutrauen zu gewinnen.

Das theilnehmende Mitleiden, welches aus den Reden des Fremden hervorzuleuchten schien, nahm mich armen Verlassenen bald für

* Man sehe den zweyten Brief in diesem Theil.

** Wie der zwölfte Brief dies entwickelt.

für ihn ein. Ich erzählte ihm also mein Schicksal, und er both mir Rath und Hülfe an. Auch begnügte er sich nicht mit Worten, sondern machte würklich Anstalt, mir Licht über den Aufenthalt meiner Charlotte zu verschaffen. Er gieng aus, um, wie er sagte, denen Bedienten der Frau von Donnergrund das Geheimniß auszulocken; Ein Laquaie kam bald darauf mit ihm in das Wirthshaus; Sie sprachen unter einander, indeß er mir durch Zeichen zu verstehen gab, daß er hoffe, es werde alles gut gehn; Der Unterofficier von den Werbern wurde hinausgerufen; Man unterredete sich — Und, Gott verzeihe mir, wenn ich dem Franzosen Unrecht thue! (Untersuchen habe ich es nachher nicht gewollt) Aber sehr wahrscheinlich wird es mir itzt, daß er gemeinschaftlich mit der Frau von Donnergrund mich den Werbern verkauft hat.

Kurz! er winkte mir, mit ihm zu kommen. Wir giengen in ein anderes Zimmer, und nun trug er mir folgendes vor: Er hatte nemlich,

wie er sagte, von den Bedienten die Nachricht eingezogen, daß die Frau von Donnergrund das Fräulein (damit ich ihren Aufenthalt nicht erfahren sollte) einer Verwandtinn anvertrauet hätte, welche sie mit sich nach Berlin nehmen wollte. „Ich reise morgen grade „auch dahin,“ fuhr er fort. „Wollen Sie „mir nur ein Paar Zeilen an Ihre Geliebte „mitgeben, damit sie mir traue; so will ich „schon Mittel finden, sie den Händen ihrer „Baase zu entreissen; denn ich weiß genau „den Weg, den sie nehmen muß, und auf „mich wird niemand Argwohn haben. Sie „aber müssen Sich mit den Werbern verab„reden, (denn ich kann Ihnen sagen, daß „man Sie sehr verfolgt) eine Uniform anzu„ziehen, und unter derselben Schutze mit bis „an die Grenze der preußischen Länder zu „kommen. In Baruth in Sachsen aber blei„ben Sie, denn ich würde Ihnen eben nicht „rathen, mit in das Preußische zu gehn. „Dahin will ich aber Ihre Geliebte führen, „oder durch sichere Leute bringen lassen. Nur

„muß ich mich darauf verlassen können, daß „Sie dort sind, und ich das arme Fräulein „nicht irre führe.“

Ein Plan, der so einfach, so großmüthig und natürlich schien, mußte mir nothwendig gefallen. Ich dankte dem Franzosen mit allen Merkmalen der wärmsten Freude, und es kam nun nur darauf an, die Werber zu gewinnen, daß sie mir erlaubten, mit ihnen zu gehen.

Wir riefen also einen von ihnen heraus. Dieser Bösewicht ließ sich lange bitten; Endlich willigte er in unsere Absichten ein; Ich zog Uniform an, der Franzose fuhr mit der Post fort, nachdem ich ihm vorher den verlangten Brief an meine Freundinn gegeben hatte, und ich marschirte um Mitternacht mit den Soldaten ab.

Keine Beschwerlichkeit war mir unterwegens zu groß; Schlechte Kost, theure Zeh-

rung,

rung, ein elendes Nachtlager — Alles ertrug ich mit Freuden, denn die Hofnung, meine Charlotte wiederzusehen und zu besitzen, überwog jedes Ungemach.

In der dritten Woche, als wir eines Tages in einem Städtgen einkehrten, kam (vermuthlich war das ein abgeredetes Spiel) ein Mann, und sah' uns Alle sehr aufmerksam ins Gesicht. Er verweilte sich lange bey mir, las eine Beschreibung meiner Figur her, die auf ein Haar zu meiner Person paßte, und darauf forderte er Rechenschaft von dem Unterofficier, ob und wie er mich angeworben hätte.

Der schelmische Unterofficier rief mich auf die Seite: „Was ist hier zu thun?“ sagte er, „Man wird Ihnen wohl einen Steckbrief „nachgeschickt haben. Jetzt werden Sie „mich in eine schöne Verlegenheit setzen. „Wir sind hier in fremder Herrn Lande. „Gewiß wird Ihr Papa, oder wen Sie sonst

„haben, Sie verfolgen, und man wird Sie „und mich festhalten.“ Ich war unerfahren genug, dies zu glauben, und bath den Bösewicht, mich aus diesem Handel zu helfen. „Hier ist kein anderer Rath,“ antwortete er mir, „als daß Sie gradezu sagen: Sie „seyen freywillig in Donnergrund von mir „als Recrute angeworben worden; und dann „will ich sehen, wer Ihnen ein Haar krümmen soll. Doch machen Sie es, wie Ihnen „beliebt. Ich wollte aber, Sie hätten mich „ungeschoren gelassen.“

Was blieb mir zu thun übrig? Ich sah mich schon in Gedanken den Händen der Justitz überliefert, und Charlotten in Baruth, in der traurigsten Lage, allein, verlassen, vergebens sich nach mir sehnend. Der Vorschlag des Werbers, dem es gar nicht darum zu thun schien, mich bey sich zu behalten, behauptete also die Oberhand, und ich erklärte dem Fremden: ich sey freywillig zum Soldaten angeworben worden, welches derselbe

nieder-

niederschrieb, und mit Lächeln hinzusetzte: „Nun müsse er mich wohl ziehen lassen.“

Von diesem Tage an begegnete man mir vollkommen wie einem Recruten. Denken Sie an, bester Vater! wie mir dabey zu Muthe war. — Aber wer wollte sich Meiner annehmen? Ich bath, drohete, sprach von vornehmen Verwandten, von meinem Stande; Aber man spottete nur über dies alles. Der Unterofficier nahm auch einen ganz andern Weg als nach Baruth, und sobald wir im Preußischen waren, überlieferte er mich einem Officier, dem er mit der größten Frechheit erzählte: Er habe mich angeworben; Und als ich Himmel und Erde zu Zeugen des Betrugs anrief, zeigte mir der Hauptmann, zu meiner größten Verwunderung, das Protocoll der Aussage, so ich in dem Städtgen gethan hatte, von einem Notar unterschrieben. Ich mußte also nebst den übrigen Recruten vier Wochen hier bleiben.

Da half nun kein Klagen, kein Grämen. Ich fühlte die ganze Last des Unglücks, dem mich meine Unvorsichtigkeit und Thorheit ausgesetzt hatte — Aber ich mußte mich in mein Schicksal finden. So oft indessen der Gedanke in mir aufstieg, in welchen Zustand ich die Freundinn meiner Seele vermuthlich gesetzt hätte, lief ein kalter Schauer durch meine Glieder.

Die Recruten wurden endlich getheilt. Der Unterofficier, der mich so schändlich betrogen hatte, gieng wieder zurück, und ein anderer führte den Transport, wobey ich war, nach Potsdam. Daselbst kamen wir des Abends an, und am folgenden Morgen sollten wir dem Obrist vorgeführt werden, dessen Regiment zwar in Berlin liegt, der aber jetzt bey dem Könige war.

Ich erwartete sehnlichst diesen Augenblick, denn mein Herz ahndete, daß dieser würdige Mann nicht taub bey meinen Klagen seyn,

und

und daß er mich retten würde. Sobald wir also sämtlich in sein Haus gebracht, und ihm vorgestellt waren, faßte ich Muth, und bath den Obristen, mit allem Anstande, den Erziehung und das Bewußtseyn der gerechten Sache geben können, mir eine geheime Unterredung mit ihm zu verstatten. Er bewilligte sogleich meine Bitte, schickte die Andern fort, und behielt mich allein bey sich.

Jetzt erzählte ich ihm, in der ungekünstelten Sprache des Herzens, alle meine Unglücksfälle. Er hörte mir mit wahrer Theilnehmung zu, und schien gerührt, für mich eingenommen, und bereit, mir zu helfen. Er fragte nach jedem kleinen Umstande, und ich mußte ihm oft die Nahmen der Oerter und Personen wiederholen.

Endlich — O, bester Vater! Wer hätte das denken sollen? — Als er recht nach des würdigen Meyers Geschichte geforscht hatte; fand sich's, daß dieser liebe Obrist grade

derselbe

derselbe Mann war, um dessentwillen einst mein treuer Mentor so viel gelitten hatte, * derselbe Adjudant, welcher wegen muthmaßlicher Vertraulichkeit mit der Fürstinn in ..... gefangen gesetzt wurde.

Nun schien er doppeltes Interesse für meine Person zu fassen. Es war keine Rede mehr davon, daß ich sein Recrute wäre; Ich mußte den Soldatenrock wieder ausziehen, und sein ganzes Herz war beschäftigt, mir einen Plan für mein folgendes Leben zu machen.

Allein ich konnte eher an nichts denken, bis ich mich von dem Schicksal meiner Charlotte versichert hatte. Der erste Gebrauch, den ich daher von meiner Freyheit machte, war, daß ich meinem edlen Obristen den Wunsch äusserte, nach Baruth zu reiten.

Er

* Erster Theil 11ter Brief.

Er schien diesen Vorsatz nur halb zu billigen; Doch, in dem Betracht, daß ich das arme Fräulein in eine sehr misliche Lage gesetzt hatte, stand er mir diese kleine Reise zu; ja, er gab mir einen Reitknecht und Geld mit, indeß er auch nach Berlin schrieb, um dort Erkundigung desfalls einzuziehen — Aber kein Frauenzimmer, kein Franzose waren in Baruth angekommen, und nirgends konnte man in Berlin auf die Spur treffen.

Ich kehrte also traurig zurück. Aber nun fieng mein vortreflicher Obrist an, mir Vorstellungen wegen meiner künftigen Plane zu machen: „Es ist eine ganz gute Sache um „die Liebe,“ sagte er, „und ich kenne diese „Leidenschaft vielleicht so gut als Sie. Allein „Sie haben nun selbst gefühlt, daß sie auch „ihre Bitterkeiten hat, und am Ende — „Gestehen Sie es mir! — wäre es doch „lächerlich, als ein irrender Ritter, in der „Welt umher, einem Mädgen nachzulaufen, „ungewiß ob man sie finden, ob man sie be-

„ſitzen, ob man ſie würde glücklich machen „können. Sie ſind jung, und haben dem „gemeinen Weſen, für welches Sie gebohren „wurden, noch gar nicht gedient. Verſu„chen Sie es, in der bürgerlichen Welt Ihr „Glück zu machen, und Sich auf dieſe Art „eine Ausſicht zu eröfnen, einſt dem Mädgen, „das Sie lieben, ein beſſeres Glück anzubie„then, als wenn Sie jetzt Armuth und Hin„derniſſe, die Sie noch gar nicht alle kennen, „mit ihr theilen wollten. Zudem iſt es „noch nicht ſo gewiß, daß man ſie Ihnen „entreiſſen wird, und endlich wiſſen Sie ja „nicht einmal, wo ſie iſt. Ich verſpreche, „Ihnen durch mein Vorwort eine Lieute„nantsſtelle zu verſchaffen. Bey meinem „Regimente iſt grade eine Vacanz. Sie „können dann bey mir wohnen und ſpeiſen, „und ich ſtehe dafür ein, daß es Sie nicht „reuen ſoll, mir gefolgt zu ſeyn. Gefällt „Ihnen demnächſt dieſe Lebensart nicht; ſo „iſt ja noch immer Zeit, ſie zu verändern, „und unterdeſſen wollen wir uns auf Kund-

„schaft legen, was aus Ihrer Geliebten ge„worden ist.“

Er führte so viel Gründe an, diesen gütigen Antrag zu unterstützen, daß ich ganz verblendet und undankbar hätte seyn müssen, wenn ich ihn nicht angenommen hätte. Ich dankte dem würdigen Manne aus der Fülle meines Herzens. Er schlug mich dem Könige vor, und seit wenig Tagen bin ich bey dem Regimente angestellt, und thue würklich schon Dienste.

Nun, theuerster Wohlthäter! So ist denn jetzt mein Zustand besser, als ich es verdient habe — Werden Sie mir nun Ihren väterlichen Schutz dazu, Ihre großmüthige Verzeihung versagen?

Beyliegender Brief meines lieben Cheffs* wird mein Vorsprecher bey Ihnen seyn, wenn es noch eines andern Vorsprechers, als Ihres eigenen edlen Herzens bedarf, das so gern wohlthut und verzeihet. Zugleich liegt auch

* Dieser ist nicht in der Sammlung.

auch ein Brief von dem Obristen und einer von mir selbst an den würdigen Meyer bey,* um deren gütige Besorgung ich so kühn bin, Sie zu bitten.

Ach! wie verlangt mich von Ihnen Allen Nachricht zu hören! Ich müßte heucheln, wenn ich sagen wollte, daß meine Seele ruhig sey, so lange ich nicht weiß, was aus meiner Charlotte geworden ist; Aber wenn etwas in der Welt mich vergessen machen kann, daß ich nur halb lebe, indeß ich in dieser Ungewißheit bin; so ist es die Versicherung, daß Sie glücklich sind, und nicht ganz aufgehört haben zu lieben,

Ihren

treuesten Pflegesohn,

Carl von Hohenau.

* woraus in dem folgenden Briefe Auszüge vorkommen.

Eilfter Brief.

An den Freyherrn von Leidthal in Hamburg.

Dresden den 10ten Junius 1771.

Mein theuerster Herr!

Unbeschreiblich habe ich mich gefreuet — so gefreuet, als vielleicht noch nie in meinem Leben. Unsern Carl gerettet, und einen längst verlohrengegebenen Freund gesund und glücklich zu wissen; das war mehr, als ich zu hoffen gewagt hätte. Ich will nun ein heiliges Gelübde thun, nie wieder im Unglücke zu verzweifeln, immer zu hoffen, und fest auf die Vorsehung zu bauen, die mit unbegreiflicher Kunst die Knoten unserer Schicksale auflöset, wenn sie auch noch so verwickelt scheinen.

Doch, ich will Ihnen nun auch einen kurzen Auszug aus der Erzählung mittheilen, die mir der gute Obrist von seinen Begebenheiten, in dem Briefe, den er mir geschrieben hat, macht.

Sie wissen, mein gnädiger Herr! daß, vor etwa fünf Jahren, eine unglückliche Catastrophe uns trennte. Der arme Adjudant wurde gefangen gesetzt, und ich nach Berlin geschickt, wo ich Sie anzutreffen das Glück hatte, und mit Ihnen nach Urfstädt reisete, ohne daß ich wieder etwas von meinem Freunde erfahren konnte. Das gieng auch sehr natürlich zu, denn obgleich er kaum ein halbes Jahr lang gefangen gesessen hat; so wußte er doch hernach nicht, wo er mich, noch ich, wo ich ihn suchen sollte.

Er wurde in seinem Gefängnisse scharf bewacht, durfte sich auch mit niemand, weder mündlich noch schriftlich unterreden, bis der Tod des Fürsten auf einmal der Sache

eine andere Wendung gab. Die Gemahlinn gieng in ihr Vaterland zurück, und da das Ländgen an ein anderes fürstliches Haus fiel; so war es nun leichter, die Entlassung des Adjudanten des vorigen Herrn zu bewürkeu.

Er hatte in der Residenz noch einen Freund, der den Zusammenhang seiner Begebenheiten wußte; Ausserdem war die ganze Geschichte ein Geheimniß geblieben. Dieser ehrliche Mann nun verwendete sich für ihn. Der neue Fürst war ein Liebhaber von raren Thieren; Der Mann, der für meinen Freund bath, hatte eine ganz besondere Art von Hünern; Damit machte er dem Landesherrn, zum Behuf seiner Menagerie, ein Geschenk, und dies erleichterte um ein beträchtliches die Loslassung des Gefangenen. Die Hauptsache war aber, daß sich durchaus keine Nachrichten von Verbrechen fanden, die ihm zur Last fallen konnten; Man sagte dem Fürsten: er sey nur eines leichten Dienstfehlers wegen hingesetzt worden; Privatcabalen gegen ihn

fielen weg; der Unterhalt eines Staatsgefangenen kostet denn auch immer Geld; und also war es nicht schwer zu erlangen, daß ihn der jetzige Fürst aus seiner Gefangenschaft befreyete, da er denn das Land verließ, und zu einem Verwandten in Schlesien gieng.

Vorher aber erhielt er von dem Fürsten den Abschied als Obristlieutenant; Wie denn überhaupt manche neue Regenten gern, zu Anfang ihrer Regierung, einige Beyspiele ihrer fürstlichen Huld geben, um in den Zeitungsblättern ausposaunt zu werden, und ein vortheilhaftes Licht auf ihre folgende Regierung zu werfen, welches sie aber bald wieder auszulöschen pflegen.

Jetzt bemühete sich sein Vetter, der vom Könige von Preussen, dem er ehemals als Gesandter wichtige Dienste geleistet hat, geliebt wird, ihm eine Laufbahn in dessen Diensten zu eröfnen. Es gelung; Man stellte ihn dem Könige, der wahres Verdienst zu

 schätzen,

schätzen, und Talente zu ermuntern weiß, vor. Er wurde bey der Armee angesetzt, und hat seit einem Jahre das Regiment, worunter jetzt unser Carl dient, und welches in Berlin in Garnison liegt.

Wunderbar, wie der Himmel unsre Begebenheiten lenkt, in einander verwebt, Menschen vereinigt, trennt, wieder zusammenbringt — So magisch, daß wenn nur mancher, ohne alle Zusätze, die Geschichte seines Lebens schreiben wollte, wir einen sehr viel verwickeltern und interessantern Roman bekommen würden, als die mehrsten derjenigen sind, wo die Fantasie Histörchen zusammenflickt, denen man die Aengstlichkeit des Erfinders, seinen Leuten Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, ansieht.

Warum schreiben also nicht mehr Menschen, ungeschminkt, die Geschichte ihres Lebens? Kann den Menschen etwas näher angehn, als eine mit Treue und Beobachtungs-

geist

geist geschriebene Lebensgeschichte eines andern, auch noch so geringen Menschen? Oder schämt man sich, seine und anderer Leute Fehler und Thorheiten aufzudecken? — Als wenn nicht jeder wüßte, daß wir dergleichen haben! — Wird man deswegen den Mann hassen, weil man erfährt, daß er, durch Leidenschaft irregeführt, einst oder oft nicht so gehandelt hat, wie wir — bey einer Tasse Caffee glauben, daß wir handeln würden? — Und wenn auch ein Mensch in einer solchen Erzählung vorkäme, der uns als durchaus schlecht gemalt würde, (Noch habe ich zwar keinen dergleichen in der Welt gefunden) verdiente der es dann nicht, öffentlich an den Pranger, Andern zur Warnung, gestellt zu werden? Würde das nicht mehr Nutzen stiften, als manche bürgerliche Strafe, die ohnehin nicht jeden vornehmen Bösewicht erreichen kann?

Man sollte in dem einfachsten Styl erzählen: „Ich . . . . . bin in . . . . gebohren“ und

und so ferner. „Dort habe ich eine große „Schwachheit begangen, hier, durch Ehrgeiz ge„trieben, eine sehr schlechte Handlung gethan, „die mich itzt reuet. Dort hat mich ein Schurke „unschuldig verfolgt, und unter die Füße ge„treten. Der Kerl ist jetzt Minister in .... „Canzler in .... Fürst, Bischoff in .... des „heiligen römischen Reichs ....“ — (oder was denn der Kerl grade wäre). „Hier hat „jemand recht edel an mir gehandelt. Jetzt „ist der arme Mensch Senftenträger in .... „oder im Hospitale in .... gestorben, oder „gar irgendwo allgemein miskennt, und von „einem Bösewichte als ein Schelm fortgejagt „worden, weil er zu ehrlich war.“ Und so fort erzählt, mit Nennung aller Nahmen der guten und schlimmen Personen. Glauben Sie nicht, bester Herr! daß solche Romanen Nutzen stiften könnten, daß sie Toleranz und Menschenliebe verbreiten würden?

Aber, in aller Welt! was mag aus dem Fräulein Charlotte von Hundefeld geworden

seyn?

seyn? Das beunruhigt mich sehr. Ich glaube, Sie müssen doch ja nicht versäumen, ihren Eltern Nachricht von unsers Carls Unschuld an ihrer Entführung zu geben. Diesem aber wird man wohl nicht sagen dürfen, daß der Bösewicht, der Franzose, sie würklich fortgebracht hat, sonst vergeht er vor Schmerz.

Aber wohin kan er mit ihr gereiset seyn? Zu welchem Zwecke? — Vielleicht haben ihre Eltern schon Nachricht von ihr — Mein Herz nimt warmen Antheil an dem Schicksal des armen Mädgens; Mögte ich in Ihrem nächsten Briefe einige gute Nachricht darüber finden!

Ich verharre ehrerbiethigst,

Bester Herr! Ihr

unterthäniger Diener,
Meyer.

Zwölf=

Zwölfter Brief.

An den Herrn Grafen von . . . . . in Berlin.*

à Worms ce 4me d'Avril en 1771.

Monseigneur,

Siehe da mich endlich in Stand zu präsentir an Ihre Excellenz eine hübsche kleine Mädgen, die ich führe mit mir seit ein Paar von Monath, wie ein Schatz, den ich Ihr aufbewahr.

Das

* Wenn die Leser am Ende dieses Briefes den Nahmen la Saltière lesen; so werden sie bald merken, daß dies derselbe würdige Franzmann ist, welcher im sechsten Briefe des zweyten Theils auftrat, wo man ihn die jetzige Frau von der Hörde nebst ihrem Geliebten in ein schlechtes Haus führen sah. Es scheint also, als wenn dieser Herr nicht die edelste Art von Gewerbe triebe.

Das ist nicht, daß ich davon nicht hätte können finden bis dahin, die würden haben gezählt zum Glück, anzugehören an Ihre Excellenz. Aber ich würde davon haben können begegnen kaum, die gegleicht hätten derjenigen, wovon ich komme zu reden, und die ein Hazard hat geliefert in meine Hände.

Ihre Excellenz weiß, daß Sie mir schrieb, daß, in Zurückkehren von Spaa, ich sollte anwenden eine Theil von unser Gewinst, um Ihr zuzuführen eine hübsche Maitresse. Ich mich erkundigt da und dort, aber alles was ich fand ne me convenoit pas. (Ich weiß nicht, wie man ausdrückt das in Teutsch, und doch ich liebe zu schreiben teutsch, seitdem daß ich kenne diese Sprache, und daß ich Ihr mach Vergnügen, indem derselben mich bedienen, obgleich ich sey verbunden zurückzulaufen auf jeden Augenblick an einem Dictionair.)

Endlich eine sonderbare Aventüre mich führte gegenüber von einem jungen Menschen, der

der war auf der Verzweiflung, weil man ihm hatte entführt seine Geliebte. Er machte mich Vertraueter von seinen Strafen, und ich ergriff den Augenblick, um ihm anzubiethen meine Dienste. Er beladete mich selbst von einem Briefe für seine Schöne, im Fall, daß ich sie könnte finden, und ich war genug geschickt um auszugraben ihren Aufenthalt, nachdem zu haben verhandelt den jeune damoiseau an die Werber der Preussen.

Ich machte nun Gebrauch von seinem Billet, um zu entreissen die junge schöne Person der Aufsicht von einer alten Gouvernante, indem ihr versprechend, sie zu liefern in die Hände von ihrem Liebhaber, den ich ihr verkaufte für meinen Freund. Und also, im Ergreifen einen Weg durchaus entgegengesetzt zu demjenigen, den er hatte genommen, kam ich an mit ihr hier in Worms.

Ich verstellte seyn in Verzweiflung, nicht zu finden unsern Mann; Unterdessen

ich sie behandelte mit der letzten Ehrerbiethung möglichst.

Sie gab in den Garn zu Anfang, weil ich ihr versprach die Neuigkeiten von ihrem Geliebten. Ich verstellte selbst zu haben von seinen Briefen, in welchen er mir meldete, wollen kommen in Wenigem. Aber endlich sie schien sich zu mistrauen von meiner Aufrichtigkeit. Ihre Betrübniß wuchs von Tag zu Tag, nicht habend mehr Geld, und nicht davon wollend annehmen von mir. Endlich sie fiel sogar krank von Unmuth. Ich leyhete ihr alle Hülfe möglichst, und träumend, daß sie würde seyn mehr ruhig zur Seite von einer Frau, ich ihr ließ eine Alte von meiner Bekanntschaft, vorgebend wollen suchen ihren Geliebten, aber in der That, um ihr zu geben die Zeit, sich zu machen an ihr Schicksal, und um zu arranger, die Sache von dem Lotto in . . . . wie es weiß Ihre Excellenz.

Aber bevor zu reisen, ich unterrichtete wohl die alte Frau, wie sie sollte sich nehmen mit ihrer jungen Mädgen. Ich ließ ihr alle Arten von Romanen, die sie ihr sollte anbiethen zu lesen. Zu gleicher Zeit ich schrieb zwey Briefe, einen an ihre Eltern, den andern an den jungen Menschen nach Potsdam. Ich bildete nach so gut ihre Hand, daß sie selbst sich dabey hätte betrogen. Ein feiner Teutscher mir kam zu Hülfe im Arrangement von dem Styl. Ich schrieb an ihre Mutter: daß sie sich war verheyrathet an ihren Freund, und an den Amant: daß er nicht sollte träumen an ihr, und daß sie hätte gehabt das Glück, zu finden eine Partie wohl mehr convenable.

Von der andern Seite ich unterdrückte die Briefe, welche sie schrieb, sie selbst, und die waren erfüllt von Verzweiflung und Reue.

Während die zwey Monathe, daß ich war abwesend, ihre Krankheit vermehrte von

Tag zu Tag. Sie hat nicht verlassen das Bette. Unterdessen die alte Frau hat gewonnen ihre Zuneigung, vorgebend, daß sie zöge das Geld, das sie bezahlte täglich für sie, aus der Arbeit ihrer Hände. Die Demoiselle hat gütlich versprochen zu ersetzen alles, sogleich daß sie würde haben Antwort von ihren Eltern, dies mich hat gemacht lachen.

Ueber diese Begebenheit ich ankam gestern, und ihr mitbrachte einen Brief von ihrem Geliebten, aber den ich hatte geschrieben selbst, und in welchem ich hatte gelegt zehn Louisd'or, begleitet von der Bitte, zu kommen mit Monsieur de la Saltière, sein lieber Freund, eiligst nach Berlin, wo er wäre placiert vortheilhafterweise, aber abgehalten durch eine Fluxion am Fuß, sie abzuholen in Person.

Die Kleine schauderte fast von Freude, zu dem Anblick von diesem Briefe. Sie gab sogleich vier Louisd'or von dem Gelde an die Alte, versprechend ihr zu schicken mehr.

Es ist wahr, daß sie schien zu fühlen einen leichten Widerwillen, zu reisen mit mir. Aber

endlich sie sich entschloß, und wir uns werden in die Route machen diesen Abend, nehmend den Weg durch Würzburg.

Ich zähle doch anzukommen mit ihr gegen den 15ten von diesem Monath in Berlin, und werde setzen Fuß an Erde in dem Hause von Valet de Chambre von Ihre Excellenz, von woher ich werde haben sogleich die Ehr, Sie zu avertir, um zu arranger das Uebrige.

Endlich Ihre Excellenz fühlt wohl, daß ich habe gewesen verpflichtet zu machen starke Depense, und daß mir übrigbleibt wenig von Geld, das Sie hat wohl gewollt lassen in meinen Händen. Aber auch ich halte mich versichert, daß Sie Sich davon reuen wird nicht, habend die Ehre zu seyn mit dem mehr tiefen Respect,

Von Ihre Excellenz

der mehr unterthänige Diener
Jean Marie de la Saltière.

Dreyzehnter Brief.

An den Freyherrn von Leidthal in Hamburg.

Dresden den 26ten Aprill 1771.

O mein theuerster Herr! Wie vergänglich sind alle menschliche Hofnungen! Da bekomme ich eben einen Brief von unserm Carl, der mich in Schrecken und Wehmuth versetzt.

Denken Sie nur, der redliche Obrist ist schleunig gestorben — Vor vierzehn Tagen kam der würdige Mann gesund vom Exerciren nach Hause; nach Tische fieng er an über heftiges Seitenstechen zu klagen; die Krankheit nahm täglich zu, und endigte vorigen Montag sein Leben. Da ich nicht weiß, ob Ihnen der Herr von Hohenau schon die trau-

rige Nachricht gemeldet hat; so eile ich, Ihnen dies zu berichten — Sie werden es meinem Briefe ansehen, wie sehr mich dieser Fall betäubt.

Wieder ein rechtschaffener Mann weniger in der Welt! — Und welch' ein Verlust für unsern Pflegesohn! Auch ist jedes Wort von ihm ein Abdruck des tiefsten Schmerzens.

Ja! der arme Carl leidet noch von einer andern sehr empfindlichen Seite; denn wenig Tage vor dieser betrübten Begebenheit, hatte er ein Paar Zeilen von seiner Charlotte, ohne Benennung des Orts ihres Aufenthalts, bekommen, darinn sie ihm, in Ausdrücken, die, wie er sagt, gar unbegreiflich von ihrem sanften Character, und auf keine Art ihrer würdig waren, schrieb: „Er solle nicht ferner an sie denken; sie habe eine andre vortheilhafte Partie getroffen.“ *

* Man erinnere sich, daß das der von dem Franzosen fälschlich geschriebene Brief war.

Zu jeder andern Zeit würde ich es vielleicht für ein Glück halten, daß die Sache auf diese Art ein Ende nähme, da doch wenig Hofnung zu Vereinigung dieser Leute da war; aber jetzt, da der junge Mann, in einer Welt wie Berlin, seines Führers beraubt, sich allein überlassen bleibt; jetzt wäre ihm eine tugendhafte Liebe, mögte sie auch ein wenig romanhaft seyn, ein Leitstern gewesen. Nun fürchte ich sehr für seine Sitten. Aus seinem Briefe blickt Mismuth, Verzweiflung, und eine gewisse Bitterkeit hervor, die mir gar nicht gefällt.

Ich habe ihm geschrieben, was man in solchen Fällen schreiben kann. Mein vortreflicher Obrist hat auch noch auf dem Todtenbette für unsern Carl gesorgt. Sein Vetter war grade in Berlin. Dieser, der von dem Verstorbenen erbt, hat sich in dessen Gegenwart gerichtlich verbinden müssen, dem Herrn von Hohenau, bis derselbe eine Compagnie haben würde, monatlich vierzig Thaler Zulage zu geben —

Der gute Mann! — Das war also wieder ein kurzer Traum — Schon machte ich Plane, ihn in künftigem Jahre in Berlin zu besuchen — Jetzt liegt er im Schooße der mütterlichen Erde, und ist dieser unruhigen Welt entflohn —

Was ich seit einem Jahre aufs Neue erlebt habe, betäubt mich oft so, daß ich Mühe habe mich zu überzeugen, daß mir das alles würklich also begegnet ist. Es werden kaum vierzehn Wochen seyn, daß ich in Donnergrund im Wirthshause, um eben diese Stunde saß, und um unsern Carl trauerte, der indeß mit mir unter einem Dache war, ohne daß wir von einander etwas wußten — Und was ist nicht wieder in dieser kurzen Zeit vorgefallen! — Ach, bester Herr! könnte es ein Verbrechen seyn, wenn meine Seele wünschte, bald das Ende aller dieser Verwirrungen zu sehn; wenn ich mich nach der Ruhe im Grabe sehnte, wo Vergessenheit der Sorgen, wo ewiger Frieden wohnt? —

Doch,

Doch, ich bin in einer so traurigen Stimmung, daß ich nicht weiter schreiben mag — Thränen der Zärtlichkeit — das Einzige, was ich dem Andenken meines abgeschiedenen Freundes weyhen kann — sollen, hoffe ich, mein Herz erleichtern.

Seyen Sie nur recht glücklich, mein bester, gnädiger Herr! recht gesund, recht heiter, und entziehen nicht Ihre väterliche Güte,

Ihrem

treuen Diener,

Meyer.

Vierzehnter Brief.

An den Freyherrn von Leidthal in Hamburg.

..... den 4ten Junius 1771.

Ich wünschte nur, mein gütiger Freund! Sie mögten mich jetzt sehen, wie ich den Hausvater mache, überhaupt, welche Figur ich spiele, seitdem ich verheyrathet bin. Ich glaube wohl, es mag mich ziemlich lächerlich kleiden; aber mit dem allen, das versichere ich Sie, hätte ich nicht gedacht, daß ich mich sobald an das häusliche Leben gewöhnen würde.

Freylich stellt man sich das Ding ganz anders vor — Es ist ein ernsthafter Schritt, mein lieber Herr! das fühlt auch der leichtsinnige Weckel. Denn einmal, ein Ehemann nach der Mode mag ich nicht seyn; ich will

will jede auch noch so geringe Bekümmerniß, jede auch noch so leichte Freude mit dem guten Geschöpfe theilen, das nun an mich geknüpft ist, das ihr Glück in meine Hände gelegt hat, von dem mich nichts trennen kann — Und dann, wie manche kleine Sorge, die ich sonst für nichts achtete, sondern bald wieder abschüttelte, sehe ich jetzt mit ganz andern Augen an! Ich gehöre nicht mehr mir selbst; ich bin fester an die bürgerliche Gesellschaft gebunden; alles was mir begegnet, fällt auf das gute Weib zurück —

Allein ich bin glücklich, recht glücklich, dabey so fröhlich als jemals, und davon, hoffe ich, sollen Sie bald selbst Zeuge seyn. Denn gestern habe ich an unsern ehrlichen Meyer geschrieben, und ihn gebethen, bald möglichst Urlaub zu nehmen, um zu mir zu reisen. Vielleicht findet sich dazu noch vor dem Winter Gelegenheit; wo nicht; so soll doch gewiß im nächsten Frühjahre nichts dazwischen kommen. Ich behalte dann den lie-

ben Mann einige Wochen bey mir, gehe darauf mit ihm und meiner guten Frau von hier nach Hamburg, und besuche unsern theuren, vortreflichen Baron Leidthal, von welchem ich so oft mit meiner Frau rede, daß sie nicht lange mehr der Versuchung wird widerstehen können, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen.

Uebrigens reiset der Herr Hauptmann von Weckel nicht mehr so viel, als in seinem ledigen Stande, kann also auch dem curiosen Liebhaber nicht mehr mit so viel Reiseanecdoten aufwarten. Doch habe ich, gleich nach meiner Hochzeit einen kleinen Ritterzug gemacht, um meine Frau und mich ihren und meinen Verwandten vorzustellen. Unter diesen habe ich denn freylich auch manche comische Originale, aber auch manche wackre, brave Leute kennen gelernt.

Es versteht sich, daß wir Alle uns von beyden Theilen Mühe gaben, unsre glänzend-

sten Seiten auswärts zu kehren. Das ist wahrlich für einen Dritten recht lustig anzusehn, wenn so ein Paar Leute zusammenkommen, die gern von einander bewundert werden mögten, oder die sehr viel Gutes von einander gehört haben. Da drehen und wenden sich dann die Kerlchen, (wenn sie Verstand haben, versteht sich) um sich wechselsweise die schwache Seite abzujagen! und wenn sie aus einander gehn, findet sich immer, daß der Eine den Andern vortreflich findet, wenn dieser ihm entweder Gelegenheit gegeben hat, seine Talente auszukramen, oder wenn beyde Narren sich auf gleiche sympathetische Thorheiten ertappt haben.

Sie wissen es, mein theuerster Freund! Mein Grundsatz ist: daß man (Ich rede nicht von bleibenden, auf verdiente Hochachtung gestützten, sondern von vorübergehenden Eindrücken) daß man, sage ich, in dem ersten Angriffe, mit den Menschen machen

kann,

kann, was man will, wenn man nur Gelegenheit gehabt hat, sie vorher zu studieren. Man hat sie dann am Stricke, faßt sie bey der schwachen Seite, und setzt sich so, ohne alles Anklopfen, grade in ihr Herz hinein.

Es ist mir oft wiederfahren zu wissen, daß die Leute gegen mich eingenommen waren — Immerhin! Ein einziges Gespräch unter vier Augen; und sie sind mein — Aber auf diese elende Kunst, so sehr sie auch beynahe die Triebfeder aller menschlichen Handlungen ist, bilde ich mir eben so wenig ein, als ich durch Vorurtheile beunruhigt werde, die mancher Mensch, ohne mein Herz zu kennen, ja! ohne mich je gesehn zu haben, durch die Gespräche irgend eines alten Weibes oder dergleichen, von mir gefaßt hat.

Das war eine kleine Ausschweifung; Jetzt zu meiner Reise. Wir giengen zuerst zu einem Oncle meiner Frau, der, weil wir ihm unsere Ankunft nicht vorher gemeldet

hatten,

hatten, abwesend, doch in der Nachbarschaft bey einer Verwandtinn war; Also zogen wir dahin, und trafen ihn dort an.

Es war aber Mittagszeit; Wir wollten also nicht gern nüchtern fortgehn, bathen uns daher bey dem Herrn Gerichtshalter zu Gaste, der uns denn auch, mit unzähligen Complimenten, vorlieb zu nehmen bath, und uns darauf folgendes vorsetzte: Hirse mit Milch; sauren Kohl und Schweinefleisch; und zuletzt Quetschen mit Senf.

Ich will Sie, mein lieber Herr! nicht mit Erzählung derjenigen sonderbaren Revolutionen aufhalten, welche diese, in der That nichts weniger als einförmige Malzeit, in uns erregte. Es sey mir genug, Ihnen zu sagen, daß wir, ohne mehr als etwa sechsmal a Person auszusteigen, glücklich bey der Frau Tante ankamen.

Der Herr Vetter, von dem ich eben Erwähnung gethan habe, kam uns bis an das Hofthor entgegen. Er hatte einen blauen manschesternen Rock, und eine grüne Weste an. Nachdem er meine Frau, mit aller Violenz, aus dem Wagen gehoben hatte, trat er (denn es regnete) erst die Füße auf der Strohmatte ab, und ließ unterdessen seine Dame allein da stehn.

Wir fanden oben eine kleine Gesellschaft, die aus dem Pfarrer des Dorfs, und einem Edelmanne aus der Nachbarschaft bestand.

Der Edelmann log so entsetzlich, daß es nicht möglich war, mit dem besten Köhlerglauben, dagegen Stich zu halten. Er hatte unter andern einen Mann gekannt, der so gut schiessen konnte, daß er, wenn er den Schlüssel zu seinem Schranke in eine Pistole ladete, denselben nach Belieben in das Schlüsselloch, mit einer solchen Gewalt zu schiessen verstand, daß derselbe sich umdrehete, und

den

den Schrank öfnete. Ein Knabe war einst in seiner Gegenwart vom Kirchthurm gefallen und, durch den Wind aufgehalten, so unbeschädigt geblieben, daß er noch Gegenwart des Geistes genug besessen hatte, ein Stück Butterbrod, welches er eben im Munde hielt, nicht zu verliehren, sondern ruhig unten zu verzehren. Eine schwangere Frau hatte sich dermaßen an einem Officier von der würtenbergischen Garde versehen, daß sie mit einem Kinde niedergekommen war, welches Schleufen von geschlagenem Silber, auf den ganzen Leib hinunter, mit auf die Welt gebracht hatte.

Der Pfarrer hielt sich ruhig, solange es zu essen, zu trinken, und nichts zn zanken gab. Gegen Ende der Abendmalzeit aber geriethen beyde in einen heftigen Wortwechsel über die Rechtmäßigkeit des geistlichen Zehntrechts. Der Edelmann gieng indessen früher fort. „Das ist ein grober Herr!“ rief der Prediger, sobald jener aus dem Hause war. „Und ich weiß nicht, worauf

„sich der Mann etwas einbildet; Er ist ein
„Erz-Atheist.“

Wir blieben zwey Tage an diesem Orte. Die Tante ist eine gute, einfache Frau, schlecht und recht, ohne große Forderungen. Mit ihr reiseten wir dann weiter, drey Meilen von da, nach . . . . .

Sie können Sich leicht vorstellen, daß ich keinen großen Beruf fühlte, an den dortigen sogenannten fürstlichen Hof zu gehn, sondern daß ich ruhig in dem Circul meiner Familie blieb. Doch lief ich einmal durch das Städgen und den Schloßgarten, und sahe auch hier allerley drollichtes Zeug.

Einer von den Hof-Cavalieren begegnete mir reitend, und las zu Pferde — das war schon ganz hübsch!

Man begrub grade an dem Tage den Canzelleydirector — Ich hatte hier wieder Gelegenheit meine Anmerkungen über die Schiefigkeit des Geschmacks zu machen, welche in unserm Zeitalter noch so sehr groß ist; Nemlich, daß wir unsre Augen gewöhnt haben,

Unschicklichkeiten zu übersehen, und die Vereinigung der allercontrastierendsten Gegenstände zu ertragen. Zum Beyspiel: Eine Kutsche, welche hinter der Leiche eines alten Mannes herfährt, sollte doch etwas ehrwürdiges haben. Wenn aber Amoretten auf dem Kasten gemalt sind; Wenn ein Kutscher mit einem Schnurrbarthe einen schwarzen Mantel umgehängt hat, und dabey weisse Handschuhe trägt; Wenn voran ein Schulmeister mit einem Haufen muthwilliger Knaben, die sich unterwegens einander necken und kneipen, unter gräßlichen Gebehrden, in fürchterlichen Mistönen, nach der elendesten Melodie, ein Lied brüllt, wovon die Poesie eben so erbärmlich ist; so giebt doch wohl das alles einen mehr lächerlichen als feyerlichen Anblick.

Der fürstliche Garten sieht aus, wie die Marzipangärten, welche man den Kindern zum Weinachtsgeschenke giebt. Auf jeder Taxuspyramide ist oben ein Fürstenhut ausgeschnitten, und in einem kleinen Bassin sah ich ein Paar steinerne Schwaane ganz dünne

Wasserstrahlen speyen, indem sie auf ihren ausgebreiteten Flügeln das fürstliche Wapen eingegraben trugen.

Als ich nach Haus kam, fand ich eine ganz artige Gesellschaft zum Mittagsessen eingeladen. Es war aber auch ein Leibchirurgus dabey, der ausserordentlich neugierig schien; denn er fragte nach einer Menge kleiner Geschichtgen aus dieser Gegend, um welche ich mich nie bekümmert habe, oder von denen ich, wenigstens an einem fremden Orte zu reden, für unklug halte. Und weil ein vorwitziger Neugieriger auch immer ein unvorsichtiger Schwätzer ist; so konnte er manche Anecdote von seiner gnädigsten Herrschaft nicht auf dem Herzen behalten, die er wohl hätte verschweigen können. Dabey wollte er belesen und gelehrt scheinen, redete auch von Alchymie, verwickelte sich aber oft inſ einen Erzählungen, und sagte unsinniges Zeug. Unter andern versicherte er: er habe einen Mann gesprochen, der den Theophrastus Paracelsus,

Carl V. Leibmedicus, von Person gekannt habe. Ich ließ das alles so hingehn; denn, obgleich ich gern über einen Narren lache; so beschäme ich doch nicht gern jemand, und es thut mir allzeit weh, wenn ich irgend ein Geschöpf in Verlegenheit sehe —

Allein ich merke, daß ich so ziemlich wieder in meinen alten Reisebeschreiberton verfalle — Nun will ich aber auch schleunig abbrechen. Zudem geht mein Papier zu Ende; Ich muß machen, daß ich noch vor dem Schlusse nach Hause komme — Also kurz! Nachdem wir die ganze Familie rund umher besucht hatten, kamen wir wieder hierher, woselbst würklich noch zu der jetzigen Stunde sitzt, und diesen Brief schreibt,

Ihr

ergebenster Diener,

Franz von Weckel.

Funfzehnter Brief.

An den Herrn Hauptmann von Hundefeld in .....

Berlin den 16ten Junius 1771.

Gnädigster Herr Vater!

Es ist wohl freylich, als wenn sich alles gegen mich verschworen hätte, damit ich unsere arme Charlotte nicht finden soll. Ich berichtete Ihnen neulich gehorsamst, * wie ich, durch meine Tante irregeführt, hin und her gereiset bin, ohne im geringsten auf die Spur kommen zu können, wo meine arme Schwester seyn mögte, und daß ich nun fest entschlossen sey, nach Berlin zu gehn, um wenigstens den Herrn von Hohenau aufzusuchen. Da komme ich denn nun eben hier an,

* Die vorhergehenden Briefe finden sich nicht.

an, und habe nicht verfehlen wollen, Ihnen davon sogleich schuldige Nachricht zu geben, damit Sie, und meine gnädigste Frau Mutter, der ich ehrerbiethigst die Hände küsse, meinetwegen nicht in Sorgen seyn mögen.

Der Brief den Sie mir, bester Herr Vater! letzthin zu schicken die Gewogenheit gehabt haben, * ist zuversichtlich nicht von meiner Schwester. Es ist weder ihre Hand, noch ihre Schreibart. Dahinter steckt gewiß Betrug.

Zudem weiß ich durch den Herrn Meyer ganz sicher, daß Hohenau selbst Charlottens Aufenthalt nicht erfahren hat — Morgen früh wird sich alles aufklären; Sobald ich ausgehn kann, gehe ich zu ihm.

Ich bin kaum seit einer Stunde hier im Gasthofe, wo ich noch niemand gesehen habe,

 als

* und den, wie wir wissen, der ehrliche Franzose geschrieben hat.

als einen äusserst höflichen Franzosen, * der hier gespeiset hat. Er scheint Officier zu seyn, und hat mir Hohenaus Wohnung beschrieben. Weil er sehr verbindlich war; so habe ich ihm die Absicht meiner Reise entdeckt, und er hat mir seine Dienste angebothen, will mich auch morgen selbst hinbegleiten.

So viel nur in Eile — Die Post geht in einer halben Stunde ab — Ich verharre mit kindlicher Ehrerbiethung,

Theuerster Herr Vater,

Ihr

gehorsamster Sohn,

Hundefeld.

Sech=

* Da ist wieder Mr. de la Saltière, wie man aus dem folgenden Briefe sieht.

Sechzehnter Brief.

Billet an Ihre Excellenz den Herrn Grafen . . . .

chés moi ce 16. *du Juin en* 1771
à 11 *heures du soir.*

Monseigneur,

Ich schreibe in Eil diesen Billet an Ihre Excellenz, um Ihr zu melden, daß ich komm zu machen einen coup de Maitre, und das doppelterweise.

Nicht allein ich habe aufgefangen den Brief hier beygeschlossen, * den unsre junge Person hatte geschrieben an ihre Eltern, und gewonnen eine der Mägde von Madame

* den folgenden 17. Brief.

Schouffitte, * um ihn zu tragen heimlich auf den bureau der Post; Aber auch es ist gefallen in meine Hände diesen Abend der Bruder von der Demoiselle, der kam ausdrücklich hierher, um zu suchen seine Schwester, und um zu sprechen an den Lieutenant von Hohenau.

Zu diesem Endzweck ich habe gleich gesucht mich zu machen nothwendig an seine Person, ihm anbiethend, weil er wäre durchaus fremd hier, meine Dienste, und ihn zu führen selbst zu dem Herrn, den er suchte.

Wir sind dazu übereingekommen auf morgen, und ich habe genommen Abschied von ihm auf wiedersehen, laufend wie ein Besessener, um zu avertir das Gouvernement daß

* Diese würdige Frau, bey welcher das Fräulein Charlotte jetzt eingesperrt ist, lernt man aus dem letzten Briefe in diesem Theile kennen.

daß sich fände hier ein Mensch, der mir vorkäme zweydeutig, hinzufügend alle Arten von Anzeigen, um ihn zu setzen unter die Augen der Polizey, wie einen Menschen verdächtig und gefährlich.

. . . .

Ich habe so gut gehandhabt das alles, daß bevor aufzustehn, er wird bekommen morgen vom Gouverneur die Ordre zu verlassen die Stadt.

Ihre Excellenz wird fühlen wohl, ich hoffe, daß ich wache für Ihre Interesse, und daß ich nicht durchlaufe alle Gasthöfe der Stadt für die Pflaumen.

Morgen werde ich haben die Ehre Ihr zu präsentir vom Munde meine Ehrerbiethungen.

de la Saltière.

Siebenzehnter Brief.

(Einschluß des vorigen.)

An die Frau von Hundefeld in ......

Berlin den 16ten Junius 1771.

Meine theuerste, beste Mutter!

Nicht eine einzige Zeile Antwort auf keinen meiner Briefe? — O Gott! ist denn das Andenken an Ihre unglückliche Tochter, durch einen einzigen Fehltritt, so ganz aus Ihrer Seele vertilgt, daß die Stimme der Natur kein Erbarmen mehr zu meinem Vortheile bey Ihnen erwecken kann? —

Um Erbarmen, um Mitleiden, um Rettung, sonst wage ich ja nicht um irgend etwas zu bitten. Sie haben mich selbst gelehrt, mich des Elenden anzunehmen, auch dann, wenn seine eigenen Verirrungen ihn in

dies Labyrinth geführt haben — Ach! sollten Sie, theuerste Mutter! jetzt das Ihrer einzigen Tochter versagen, was jeder Leidende, der um Ihre Hülfe flehet, bey Ihnen findet? — Ihrer Tochter, die, von ihrer zarten Kindheit an, Sie wie ihre treueste Freundinn lieben, Ihnen ihr Herz ausschütten und, wenn sie Kummer hatte, ihr weinendes Haupt an den Busen der besten Mutter drücken durfte? —

Aber damals kannte ich noch nicht, was Elend und Jammer heißt; Ruhig und leicht flossen meine Tage dahin; Meine Eltern liebten mich — Wo sind sie, jene glücklichen Tage? Verstoßen, verlassen, krank, die Hände ringend, quäle ich die schwarzen Stunden hin, seufze meinem Ende entgegen — Und o! mögte es nicht fern mehr seyn! —

Noch einmal werfe ich mich zu Ihren Füßen, theuerste, ewig geliebte Eltern! — Es ist so süß zu verzeyhen, wie der Vater

im

im Himmel verzeyhet — Machen Sie mit mir, was Sie wollen; Sperren Sie mich ein; Aber um Gottes willen! retten Sie mich aus dem Zustande, darin ich schmachte! —

Ich kann nicht mehr schreiben — Meine Kräfte verlassen mich — Ach! ich bin sehr krank —

Um 1 Uhr Nachmittags.

Weinen kann ich nicht mehr; die Quelle ist versiecht — Ich sitze zuweilen so ganz starr, gleichgültig da auf meinem Bette, und meine, es wäre mir recht leicht, recht wohl, hoffe dann immer, der Freund der Unglücklichen würde mich bald in seine Arme schliessen, die mütterliche Erde mich aufnehmen — Aber dann kömmt auf einmal wieder eine Stunde — Gott gebe niemand solche Stunden, vorzüglich dem nicht, der mich in dies Elend gestürzt hat, der mich nun verläßt — o Himmel! — dem ich gern verzeyhe — Aber es ist hart, grausam hart —

Um 4 Uhr.

Ich habe wieder abbrechen müssen; das Fieber greift mich sehr an. — Die Stunden sind so lang — Wenn Ihnen doch jemand erzählen wollte, wo ich bin, wie es mir seit, dem gegangen ist! — Woher soll ich selbst die Kräfte dazu nehmen? — Aber ich habe ja niemand mehr auf dieser Welt; Also muß ich wohl, so gut ich kann.

Der Franzose führte mich hierher — O! wäre ich nur bey der ehrlichen Frau in Worms geblieben! Mein Hertz ahndete wohl, daß ich ihn, den ich liebte, nicht sehen würde — Auch will ich ihn in dieser Welt nicht wiedersehn — Ach! wenn doch das meine lieben Eltern versöhnen könnte! Ich wollte ihn hier nie wiedersehn — Er hat mich ja auch verlassen, läßt mich hier jammern —

Der Franzose führte mich hierher in das Haus — Gott weiß, was für ein Haus es ist. Kein Wirthshaus scheint es nicht zu

seyn.

seyn. Es gehört einer Frau Schufit, und liegt in der Töpfergasse. Die Leute gefallen mir gar nicht. Es kömmt immer viel Gesellschaft her, wie ich höre — Aber ich habe fast mein Bette noch nicht verlassen, seitdem mich das Unglück hierher geführt hat —

Der Franzose gieng aus, sobald wir ankamen, und sagte, er wolle den Herrn von Hohenau holen; Er kam aber in vier und zwanzig Stunden nicht wieder — Gott! was ich unterdessen gelitten habe! — Meine Seele prophezeyete mir, was geschahe; Hohenau war nicht zu finden gewesen — Ja, welche Abscheulichkeit! Es war Erdichtung, daß er je in Berlin gewesen wäre — Gott im Himmel! sollte es möglich seyn, oder bin ich betrogen, entführt? — Allein er schrieb mir ja selbst, ich sollte mich seinem Freunde anvertrauen — Der Mann scheint auch so gerührt von meinem Unglücke — Aber doch — Ach, beste, theuerste Mutter! Ich weiß nicht, was ich denken soll, mag auch

nichts

nichts denken — Wenn Sie noch ein Fünkgen von Zärtlichkeit für das arme Mädgen fühlen, das Sie unter Ihrem Herzen getragen haben; so schicken Sie mir meinen Bruder, daß er mich errette, von hier wegbringe — Und soll ich Ihre Knie nicht wieder umfassen; so lassen Sie mich in ein Kloster einsperren — Ich will büßen für meinen Fehltritt, bis der Vater im Himmel, der so barmherzig und langmüthig ist, sich meiner annimt, die ich meinen theuren Eltern so viel Kummer mache, und Ihre ungehorsame Tochter aus dieser Welt nimt —.

Aber ist denn keine Verzeyhung für mich? — Sie werden ja nicht lange mehr über mich zürnen; Ich fühle schon den Tod in meinen Adern — Er sey mir willkommen, der süße Freund der Bedrängten! Seit dem Tage meiner Ankunft habe ich fast beständig krank gelegen. Der Arzt hat mir etwas verschrieben, aber ich nehme es nicht — Wenn mich nur der Schlaf nicht flöhe!

Um 5 Uhr.

Der Franzose gab sich Mühe mir Muth und Trost einzusprechen; Er hat versprochen alle Mühe anzuwenden, ihn zu finden. Er führte mir eine Dame zu, die sich die Obristen von M . . . . nannte; Sie kömmt sehr oft zu mir — Allein ich kann kein Zutrauen zu ihr fassen. Sie will mich aufmuntern; aber sie redet so frey, ist so geschwätzig —

Gleich anfangs brachte sie ein paarmal, wenn sie wußte, daß ich ein wenig aufgestanden war, einen Verwandten mit, der ein Graf ist. * Ich bath sie aber mir nie wieder Gesellschaft zuzuführen. Er war ein ganz artiger Mann; aber auch sehr frey — Vielleicht ist der Ton der Leute von gewissem Stande hier so — Ach! sie mögten Alle gut seyn, wenn ich nur Antwort von meinen

* Derselbe Graf, an den la Saltière schreibt. Wer diese Obristen von M . . . . ist, entwickelt der letzte Brief in diesem Theile.

meinen geliebtesten Eltern bekäme, oder der Tod meinem Leiden ein Ende machte! —

Die Frau von M . . . . . kömmt fast täglich; ich kann ihrer gar nicht los werden — Die einzige Person, mit welcher ich zuweilen gern rede, ist ein junges Mädgen, das mir aufwartet, und das auch Kummer zu haben scheint. Sie hat mir versprochen diesen Brief sicher zu besorgen —

Theureste Mutter! Ich kann nicht mehr schreiben — Mein Kopf ist so schwach — Ich habe nicht die Kraft, Ihnen mein ganzes Elend zu schildern — Mögte es ein Anderer thun! — Sie würden gewiß Thränen des Mitleidens und der Verzeihung schenken

Ihrer

unglücklichen

Charlotte.

Achtzehnter Brief.

An die sogenannte Obristen von M.....

Berlin den 18ten Junius 1771.

Ich bin gar nicht zufrieden von Deiner Aufführung, und von der Art, wie Du das junge Mädgen behandelst. Sie hat einen Brief an ihre Eltern geschrieben, den der verfluchte la Saltière aufgefangen hat. Darinn klagt und jammert sie so, daß es mir bald selbst Mitleiden gemacht hätte. Dich mag sie gar nicht leiden — Du wirst es wohl sehr schief angefangen haben —

Das arme Mädgen wird immer elender. Wenn sie uns stirbt, und Du sie nicht in Ordnung bringst; so halte ich mich an Dich. Es liegt an Deinem bösen Willen; Du bist doch sonst so dumm nicht. Man wird ja ein Mädgen zur Vernunft bringen können! —

Rabenaas! Mit Dir hat es wohl so viel Mühe nicht gekostet? Aber, nicht wahr? Das ist schon etwas lange her; das hast du wieder vergessen.

Kurz! Du sollst nun bald deutsch mit ihr reden. Wenn sie sieht, daß sie keine andre Hülfe hat; so wird sie schon nachgeben. Sage ihr, es sollte ihr an nichts mangeln; Du weißt ja, daß mir das Geld nicht an das Herz gewachsen ist.

Am besten wird es wohl seyn, ich gehe einmal wieder selbst zu ihr; Aber du mußt erst die Sache vorbereiten. Noch acht Tage gebe ich Dir Zeit. Aber nim dich in Acht, wenn ich dann das Mädgen noch so bleich, krank und klagend finde!

Apropos! Du darfst nicht leiden, daß sie fernerhin mit der kleinen Catharine allein sey; die verdirbt uns alles.

Nun, adieu! Mach es gut; Du sollst dann auch künftighin die Frau Generalinn heissen. Ich komme vielleicht morgen Abend um 8 Uhr ein bisgen zu der alten Schufit; da will ich Dir mündlich mehr sagen.

Neunzehnter Brief.

An den Herrn Commerzienrath Müller in Hamburg.

Berlin den 4ten Junius 1771.

Die Hofnung, welche Sie, mein bester Vater! nun immer näher erblicken, in dänische Dienste zu kommen, erfüllt, wie Sie denken können, Ihren Sohn mit warmer Freude.

Sie befehlen, daß ich Ihnen sagen soll, ob ich von meinem Stande zufrieden bin, oder ob ich denselben zu verändern wünschte; Hier ist also mein offenherziges Bekenntniß darüber:

Soll ich blos von meiner jetzigen Lage reden; so habe ich Ursache damit vergnügter zu seyn, als in Sachsen, wo ich manche kleine Unannehmlichkeit hatte. Die Gesellschaft,

bey der ich stehe, ist ausgesucht gut gewählt, und aus verträglichen, sittlichen Leuten zusammengesetzt. Das berliner Publicum beehrt mein Spiel mit Beyfall, ich habe einen mässigen Unterhalt, Zeit genug übrig, meine Kenntnisse zu erweitern, und Gelegenheit, Fortschritte in allerley nützlichen Wissenschaften zu machen.

Betrifft aber die Frage im Ganzen meinen jetzigen Stand, bester Vater! so gestehe ich Ihnen gern, daß ich denselben mit irgend einem andern zu vertauschen wünschte — Nicht als ob ich glaubte, dieser Stand sey nicht geehrt, nicht belohnt genug — Im Gegentheil! mich dünkt, Dichter und Künstler werden bey uns nur zu sehr verzogen. Man schmeichelt dem mittelmäßigen Talente nur zu leicht in unserm Vaterlande. Die Ursache aber, warum ich mich in eine andre Lage wünsche, ist, um eine gewissere, sicherere Aussicht zur Versorgung im Alter, und einen bleibenden Aufenthalt zu haben.

Uebri=

Uebrigens trete ich gar nicht denen bey, die immer klagen: Deutschland sey das Land nicht, wo Dichter und Schauspieler ihr Glück machten; Ueberhaupt sey unser jetziges Zeitalter nicht so gestimmt, daß der Staat für nöthig zu halten scheine, diesem Theile der Erziehung seine Aufmerksamkeit zu widmen. Ich glaube vielmehr, daß das alles recht gut so ist, daß es zuweilen nicht schaden kann, wenn das Genie mit Schwürigkeiten kämpfen, durch Schicksale weicher, empfindlicher, und wärmer für die Rechte der Menschheit werden muß, daß endlich kein Künstler noch Dichter, so wenig wie ein Philosoph, mit Gelde zu bezahlen ist, daß es das Talent erniedrigen heißt, welches sich immer selbst belohnt, wenn man es in die Classe der Zünfte setzt, wenn man glaubt, so wie ich ein Paar Schuhe, einen libellum in caussa Caji contra Titium, mit einem Worte! alle Producte des Fleisses, den jemand meinen Bedürfnissen widmet, bezahle, eben so könne ich auch die Fantasie eines Dichters, das Werk sei-

ner, für das Glück und die Aufklärung der Welt im Ganzen arbeitenden Seele, mit Gelde belohnen.

Die Erfahrung ist hier auf meiner Seite. Die größten Talente haben sich in jedem Zeitalter, auch im Drucke, in der Armuth, und mitten unter tausend Schwierigkeiten offenbahrt. Der heilige Funken des Genies läßt sich weder auslöschen noch anblasen. Ja! wir haben täglich Beyspiele, daß Dichter, die vortreflich schrieben, solange sie durch das Ringen nach Ruhm, durch die Begierde sich, aus einer dunkeln Lebensart hervor, bekannt zu machen, getrieben wurden, nachher, wenn sie durch irgend einen Mäcenaten in eine bequemere Lage gebracht, so stolz auf ihre Nahmen wurden, daß sie, wenig bekümmert um das Bedürfniß der Menschheit, entweder gar nichts mehr, oder die mittelmäßigsten Sachen in die Welt schickten.

Ueberhaupt ist nicht jedes Alter zum Dichten geschickt, auch drehet sich der Mensch in einem gewissen Circul von Ideen, Einfällen und Bildern herum, welcher Circul freylich bey Einem größer als bey dem Andern, aber nie unbeschränkt ist; Und wenn ein Mann denselben in viel Bånden durchgelaufen; so wåre es unbillig, hernach in einem Alter, wo die Fantasie kůhler geworden ist, trotzend auf den erworbenen großen Nahmen, dem Publicum seine, aus eigenen Werken ausgeschriebenen Wiederholungen, in einer andern Form aufzudringen, und zu verlangen, wir sollten dasselbe Gericht, welches er im ersten Gange aufgetragen hatte, noch einmal bewundern, wenn er nur eine andre Sauce darůber gegossen hat, und es am Ende der Malzeit wieder hinsetzt.

Ich kenne solche Schriftsteller, die dies aus bloßem Geize thun: die aus ihren alten Papieren halb fertig gewordene, äusserst mittelmäßige, nicht ausgefeilte Producte hervor-

vor-

vorsuchen, dabey zu stolz sind, von andern guten Köpfen, ihre Clienten ausgenommen, Beyträge anzunehmen, und also das Publicum, ganz aus eigener Küche, mit Fastenspeisen bewirthen, die uns zuletzt ekeln und vergessen machen, welchen herrlichen Schmaus uns der Mann ehemals gab.

Abends 6 Uhr.

Eben, bester Vater! bekomme ich Ihren gewogenen Brief. Es ist kindliche Pflicht Ihren Befehl zu erfüllen, und Ihnen von des Herrn von Hohenau jetzigen Aufführung eine treue Schilderung zu machen, obgleich ich bis dahin Bedenken getragen hatte, dies ohne Geheiß zu thun.

Doch vielleicht steht es in Ihrer Macht, von meinen Nachrichten einen solchen Gebrauch zu machen, daß der würdige Baron Leidthal Mittel finde, seinen sonst so liebenswürdigen Pflegesohn auf den besseren Weg zurückzuführen. Hier ist alles, was ich von ihm

ihm weiß und, seitdem ich ihn kenne, erfahren habe.

Als der Herr von Hohenau die Nachricht von seiner Geliebten vermeintlichen Untreue erhalten hatte, war auch grade sein rechtschaffener Wohlthäter, der Obrist, gestorben. Er war über diesen doppelten Verlust anfangs, wie es die Heftigkeit seines Temperaments sehr begreiflich macht, ausschweifend traurig, entzog sich allem Umgange, und lebte ganz einsam vor sich.

Nun hatte er aber unter den jungen Officieren der Garnison viel Bekannte, die er täglich im Dienste sah, und welche sich bemüheten, ihm, was sie nannten, die Grillen aus dem Kopfe zu sprechen. Zuerst gab er den Eindrücken dieser Reden keinen Raum; Aber nach und nach fruchteten sie doch so viel, daß er wieder anfieng in Gesellschaften zu gehen.

Er sahe nun aller Orten Verderbniß der Sitten, coquette Mädgen, untreue Weiber. Diese üblen Beyspiele und eigene Erfahrung, machten ihn mistrauisch gegen das schöne Geschlecht, und dies Mistrauen, welches er oft gegen seine leichtfertigen Freunde äusserte, wurde von denselben auf die, allen ausschweifenden Leuten gemeine Art, commentirt. Man erlaubt sich gern alles gegen die Weiber, und gegen seine Pflichten, ist dann aber unbillig genug, die armen Geschöpfe zu verachten, wenn sie unsern Verführungen und den Trieben des Temperaments zu wiederstehen nicht stark genug sind.

Nach und nach fieng der Herr von Hohenau an, das Ding mit freyeren Augen anzusehn. Da er jung und hübsch ist, so gefiel er den Frauenzimmern; Man schmeichelte ihn; und er, der keine Achtung mehr für das Geschlecht hatte, fieng an, mit einer gewissen sorglosen Unvorsichtigkeit, in den Circuln, worinn man ihn führte, herumzuflattern,

sich

sich so nach und nach aufzuheitern, sein Leiden zu vergessen — Und das that ihm wohl —

Beyspiele aller Arten von Leichtsinn, welche er unter Damen vom ersten Range fand, bewogen ihn zuletzt, eben keinen Unterschied mehr unter solchen zu machen, die nur schwach, oder coquet sind, und unter solchen, welche die grobe Coquetterie als ein Handwerk treiben. Er fand kein wahres Interesse mehr an dem andern Geschlechte, und also war es ihm auch nun ziemlich gleichgültig, welche Frauenzimmer er sahe, wenn sie nur munter und unterhaltend waren.

Zugleich verwickelte man ihn in Spielpartien. Sie wissen, theuerster Vater! welche unglückliche Leidenschaft dies ist. Sie macht ja den Menschen zu allen übrigen Lastern fähig, feuert alle Arten von unrechten Begierden an, macht denjenigen, welcher Handwerk damit treibt, zu allen übrigen nützlichen Beschäftigungen unbrauchbar, unthätig

und

und ungeschickt, und leider! wenn sie dem Menschen Vermögen, Ruhe und Gesundheit geraubt hat, ihre Sklaven gewöhnlich zu einer Beute der Armuth, der verzweiflungsvollsten Reue, und der allgemeinen Verachtung.

O! wenn doch manche edle Jünglinge, die diesen unglücklichen Weg zu wandeln im Begriff stehen, die Augen auf die traurigen Beyspiele alter Spieler werfen und, weil es noch Zeit ist, zurückkehren wollten! Wie viel Thränen würden sie ihren Eltern, wie viel Demüthigungen, wie viel Verantwortungen sich selbst ersparen, die sie einst von den Stunden Rechenschaft geben sollen, welche sie dem Dienste der Menschheit schuldig waren.

Hohenau ergriff in seinem übertäubten Gemüthszustande alles, was nur Genuß des Augenblicks gewähren kann. Also ließ er sich auch zu Hazardspielen verleiten — Er verlohr ein paarmal grosse Summen, welche er

gern wiedergewinnen wollte; und so wurde denn zuletzt das Spiel bey ihm zu einer Leidenschaft, welches seinen Cammeraden den Weg erleichterte, ihn in die schlechtesten Gesellschaften zu ziehen.

Es ist ein Haus unter den Linden, au pisalé genannt, wo immer sehr stark gespielt wird. Ich bedarf Ihnen nicht zu sagen, daß also dahin nicht die besten Leute kommen. Hier war er nun fast täglich, und endlich gieng er sogar auf die berüchtigten Bälle bey der Frau Corsica.

In dieser Sinnesart, auf diesem schlüpfrigen Wege, ist er noch. Ich bin nicht vertrauet genug mit ihm, auch, unserer sehr verschiedenen Verhältnisse und Verbindungen wegen, nicht genug in der Lage, mich ihm zum Freunde und Rathgeber aufdringen zu können. Ich sehe ihn selten, denn in die Häuser, welche er besucht, komme ich nicht. Vielleicht, bester Vater! können Sie, ge-

meinschaftlich mit dem Herrn Baron, einen Plan zu seiner Rettung entwerfen; Und kann ich zu selbigem mittel- oder unmittelbar etwas beytragen; so werden Sie bereit finden, Ihre väterlichen Befehle zu vollstrecken,

Ihren

gehorsamsten Sohn,

Ludwig Müller.

Zwanzigster Brief.

An den Herrn Lieutenant von Hohenau in Berlin. Eilig!

Im Gasthofe zur Stadt Rom, unter den Linden, Berlin den 17ten Junius, Abends 6 Uhr.

Ich bin seit gestern hier, und zu meiner größten Befremdung zwingt man mich, schon heute wieder die Stadt zu verlassen. Ich war dreymal bey Dir, um Deine Hülfe und Rath mir zu erbitten, aber keinmal warst Du zu Hause, und niemand konnte mir sagen, wo ich Dich antreffen würde.

Die Veranlassung meiner Reise kannst Du leicht errathen. Ich suchte meine unglückliche Schwester, und nachdem alle meine Nachforschungen vergebens gewesen, wollte ich doch wenigstens Dich nicht verfehlen — Nicht,

um Dir Vorwürfe zu machen — die Sache ist doch nun einmal geschehen — Nein! sondern um über verschiedene Begebenheiten Licht zu erhalten, die meinen Eltern und uns Allen noch immer ein Räthsel in dieser traurigen Geschichte bleiben.

Ich kam gestern Abend an. Ein Franzose, den ich hier fand, dem ich ohngefehr die Veranlassung meiner Reise sagte, und daß ich Dich zu sprechen wünschte, erboth sich, mich zu Dir zu begleiten. Ich nahm weitere Abrede mit ihm darüber, und er empfahl sich.

Diesen Morgen stehe ich früh auf, kleide mich an, und erwarte noch immer den Franzosen, als der Wirth hereintritt, und mir meldet, daß der Gouverneur mich um acht Uhr bey sich sehen wollte. Da ich nun den Mann gar nicht kennte; so glaubte ich nicht, hingehen zu müssen; Allein der Wirth machte mir begreiflich, daß auch ein Fremder hier, ohne Erlaubniß des Gouvernements, nicht in der

Stadt

Stadt bleiben dürfe. Ich mußte mich also wohl entschliessen hinzugehn.

Als ich fortwollte, war der Franzose noch nicht dagewesen; die Stunde rückte heran, ich gieng also, begleitet von einem Miethlaquaien, zum Gouverneur. Dieser fragte mich um die Ursache meiner Reise, nach meinen Pässen, und um meine Geschäfte in Berlin.

Ich fühlte keinen Beruf, ihm davon genaue Nachricht zu geben, sondern sagte: „Ich „hätte allerley Geschäfte hier, und ein reisen„der Cavalier bedürfe keines Passes“ —

„Nicht naseweiß, junger Herr!“ rief der grobe Mann; „Haben Sie denn Addres„sen?“ Ich sagte, ich hätte keine, und wollte eben hinzufügen, daß ich Dich kennte, als er mit lauter Stimme mir in die Rede fiel: „Wir kennen schon die Art Herrchen. „Der König mag hier keine müssige Leute „herumlaufen haben. Ich rathe Ihnen, daß

„Sie Sich auf die Rückreise machen, und „noch vor Abends die Stadt verlassen. Ihre „Geschäfte können Sie schriftlich abthun; „Verstehen Sie mich?“ — Und damit, ohne meine Antwort zu erwarten, verließ er mich.

Was sollte ich machen? Ich war so betroffen über diese ungewöhnliche Begegnung, daß ich kaum die Thür wieder finden konnte. Es blieb mir nichts anders übrig, als mit meinem Lehnlaquaien Deine Wohnung aufzusuchen; Ich gieng hin, und fand Dich nicht.

Als ich zurück in den Gasthof kam, war noch immer der Franzose nicht da gewesen; Auch hat sich derselbe nicht wieder sehen lassen. Gleich nach Tische war ich nochmals vergebens in Deinem Quartiere, und vor einer halben Stunde zum drittenmal. Da komme ich nun eben zu Hause, und höre vom Wirthe, daß der Gouverneur sich schon hat erkundigen lassen, ob ich noch da sey.

Ich muß also gleich fort — Warum? das weiß der Himmel. Es muß hier ein

Mißverständniß seyn — Oder sollte der Franzose — Du weißt vermuthlich, was meine Tante, (in deren Aufrichtigkeit wir freylich Ursache haben Zweifel zu setzen) erzählt hat.* Was ich muthmaßen soll, begreife ich nicht — Genug ich bitte, ich beschwöre Dich, bey unserer ehemaligen Freundschaft, die Sache aufzuklären, und zuerst meinetwegen mit dem Gouverneur zu reden, damit ich zurückkommen dürfe. Ich will unterdessen nach Rosenthal gehn, wo mich Deine Briefe treffen können —

Voll Zuversicht, daß du diese Sache in Ordnung bringen, und mein dir noch immer gewidmetes Herz nicht zu einem noch schlimmern Verdachte verleiten wirst, unterschreibe ich mich,

Deinen

treuesten Freund,

Hundefeld.

* Nein! das weiß Hohenau nicht.

Ein und zwanzigster Brief.

An den Herrn Secretair Meyer in Dresden.

Berlin den 19ten Junius 1771.

Wenn ich Ihnen auch in etwas langer Zeit nicht geschrieben habe; so bin ich doch oft in Gedanken bey Ihnen, und wünschte Sie hierher; Berlin sollte Ihnen jetzt schon gefallen; Es hat würklich tausendfache Annehmlichkeiten, sowohl für einen Gelehrten, als für den, der blos Vergnügen sucht.

Ich bekenne Ihnen wenigstens, daß ich anfange recht zufrieden von meinem hiesigen Aufenthalte zu seyn. Es giebt so mancherley Unterhaltungen und Zerstreuungen hier, die ich begierig ergreife, um die Erinnerung dessen, was ich gelitten habe, in meinem Herzen auszulöschen. Sie werden mir, mein bester

bester Freund! dies nicht verdenken; Ich glaubte zwar nie, daß ich so viel über mich würde erhalten können; aber ich habe es versucht, und fühle nun täglich mehr, wie unrecht der Mensch handelt, wenn er sich selbst plagt, sich dem Schmerze über ein verlohrnes Gut überläßt, das er nicht wieder bekommen kann, und indeß die gegenwärtigen Freuden ohngenützt vorübergehen läßt.

Und warum sollte ich mich auch quälen? — Ueber die Untreue eines Mädgens? — Sind sie nicht Alle leichtfertig, wankelmüthig? Ach! ich habe das Geschlecht hier kennen gelernt — Zwar fand ich keine, die werth gewesen wäre, meiner Charlotte die Schuhriemen aufzulösen — Aber Alle waren Weiber; Alle nicht fähig wahrhaftig und treu zu lieben, so zu lieben, wie ich einst das Ideal davon in meinem Herzen trug. Sie werden von Eitelkeit, Temperament oder Launen regiert — Ja! Wenige haben nur einmal Temperament. Sie spielen mit den

 heilig-

heiligsten Gefühlen, und wissen sich damit auszustaffiren, als wenn es Schminke und Bänder wären, so oft sie es nöthig halten — Kurz; keine verdient, daß ein ehrlicher, treuer Mann eine Thräne um sie weine. Und mit dem allen gestehe ich Ihnen, daß die Wunde meines Herzens noch oft im Verborgenen blutet — Aber die Zeit wird alles heilen — Wir wollen nicht mehr davon reden —

Jetzt muß ich Ihnen, mein lieber Freund! nur noch eine Sache erzählen. Sie wissen, daß ich immer den Verdacht hatte, als wenn der Franzose, der sich mir in Donnergrund so dienstfertig aufdrang, mich damals unsern Werbern verkauft hätte. Mancherley Ursachen hielten mich in der ersten Zeit ab, der Aufklärung dieses Argwohns weiter nachzuspüren, bis ich vor etwa vier Wochen, in einem gewissen Hause, wohin ich zuweilen aus Gefälligkeit gegen andre Officiers gehen muß, und um mich nicht auszuzeichnen, denselben Franzosen antraf.

Er schien betroffen, als er mich da fand; doch faßte er sich bald wieder, und stellte sich nur äusserst verwundert, mich in Officiers-kleidern zu sehen. Er fragte, ob ich seine Briefe nach Baruth bekommen hätte, erzählte viel von seiner unnützen Bemühung das Fräulein zu finden, und schien in die größte Bestürzung zu gerathen, als ich ihm sagte, wie ich von dem Unterofficier sey behandelt worden, und was mir ferner begegnet wäre — *

Wenn

* Hier vergesse man nicht, daß Leidthal und Meyer, um den jungen Hohenau nicht noch mehr zu beunruhigen, ihm die Geschichte von Charlottens Entführung, wozu er durch seinen, dem la Saltière anvertraueten Brief, freylich Gelegenheit gegeben hatte, verschwiegen hielten. Hätte er diesen Umstand gewußt; so würde er gewiß jetzt den Franzosen nicht so leicht haben laufen lassen. Auch wäre er in diesem Falle nicht in die Ausschweifungen gerathen, zu welchen ihn die Verzweiflung über seiner Geliebten vermeintliche Untreue brachte; Und in so fern

Wenn man voraussieht, daß man in dem Augenblicke nicht auf den Grund einer Sache kommen kann; so ist es am besten gethan, ganz darüber hinaus zu gehn, bis man mehr Gewißheit vor sich hat. Ich zeigte ihm also gar kein Mistrauen, that nicht, als wenn ich glaubte, er habe Antheil an meiner Anwerbung, und nahm mir nur vor, den Menschen näher zu beobachten. Er hat aber seit dieser Zeit sorgfältig meine Gegenwart vermieden, und endlich habe ich auch nicht oft mehr an ihn gedacht.

Allein vorgestern bekomme ich ein Billet von Hundefeld, der hieher nach Berlin gereiset war, um mich zu sprechen, sich einem Franzosen anvertrauet, der sich erbothen hatte ihm mein Quartier zu zeigen, und als er denselben erwartet, einen Befehl vom Gou-

verneur

fern wäre es besser gewesen, ihm alles zu entdecken — Aber wer kann die Folgen jeder kleinen Handlung voraussehn?

verneur bekömmt, sogleich die Stadt zu räumen —

Sollte nun dies nicht derselbe la Saltière seyn, der ihm diesen Streich gespielt hätte? — Zwar kann ich noch nicht einsehn zu welchem Endzwecke — Aber doch —

Noch eins! Habe ich nicht irgend schon einmal den Nahmen: la Saltière, gehört, oder gelesen? Besinnen Sie Sich nichts dergleichen?

Jetzt arbeite ich nur daran, bey dem Gouverneur, Hundefelds Sache zu erläutern, und zu erfahren, was man gegen ihn vorgebracht haben mag, und dann soll sich bald das übrige aufklären.

Ich werde gestöhrt — Leben Sie wohl, mein Theuerster! Bald will ich weitläuftiger schreiben.

Hohenau.

Zwey und zwanzigster Brief.

An den Herrn Baron von Leidthal in Hamburg.

Urfstädt den 20sten Junius 1771.

Hochgebohrner,
Gnädiger Herr Baron!

Es hat dem höchsten Geber alles Guten gefallen, meine liebe Frau abermals mit einer gesunden Leibesfrucht zu segnen, welche gestern Abends um acht Uhr zehn Minuten zur Welt gekommen, und sich als ein Knäblein befunden hat.

Da es nun christlichen Eltern geziemet, ihre Kinder gehörigermaßen mit dem Bade der Wiedergeburth versehen zu lassen, und dabey hohe Standespersonen sich nicht zu schämen pflegen, auch bey geringen Menschen,

schen, als Pathen zu stehen, ich aber noch immer mit ganzem Herzen meinem lieben gnädigen Herrn, in Dankbarkeit und Respect ergeben bin; so bitte ich recht unterthänigst, Ew. Gnaden wollen doch bey diesen meinem Söhnlein Gevatterstelle zu vertreten, Gott, mir, und meiner lieben Frau, die Ehre geben.

Nun wollen Ew. Gnaden excusiren, wenn noch in gegenwärtigem Schreiben etwas von den hiesigen Umständen hinzufüge. Es geht wohl freylich jetzt so nicht hier zu, als es zu unsers gnädigen Herrn Barons Zeiten war. Die Bauern werden gar arg gedrückt, mit Diensten und in andern Puncten. Auf die Povertät wird gar kein Betracht genommen, und, kurzum! es ist ein böser Haushalt, so daß ich immer sage: es kann keinen Segen bringen.

Der gnädige Herr von Wallitz sind aber schon seit einigen Wochen malade am Podal,

und der Doctor Kundmann soll gewiß sagen, es gehe nicht gut auf die Art, denn der Herr hielten nicht Diät, und tränken zu viel starke Getränke.

Nun, mich geht es nichts an; Aber ich sage immer: Hätten wir nur unsern gnädigen Herrn Baron von Leidthal noch; der ich in tiefster Soubmission beharre,

Ew. Hochfreyherrlichen Gnaden,

unterthänigster Diener,

der Acciseinnehmer
Christoph Birnbaum.

Drey

Drey und zwanzigster Brief.

An den Herrn Lieutenant von Hohenau in Berlin.

Hamburg den 1sten Julius 1771.

Deine Briefe, mein lieber Carl! werden immer seltener, und doch (verzeihe mir diesen kleinen Vorwurf!) dächte ich, Deine Geschäfte wären nicht so überhäuft, daß Du nicht solltest Zeit finden können, zuweilen an Deinen alten Freund ein Paar Zeilen zu schreiben.

Freylich hat ein Officier, wenn er nicht Soldat nach dem ganz gemeinen Schlage seyn will, unzählige Dinge zu lernen, die auf sein Handwerk nützlichen Einfluß haben, und da können denn schon seine Stunden sehr besetzt seyn. Auch soll mich es freuen, wenn dies die Ursache Deines Stillschweigens ist.

Geschäftigkeit und Fleiß sind ein herrliches beruhigendes Mittel gegen alle Arten von Leiden und Versuchungen.

Unterdessen kann man sich leicht an Ordnung oder an Nachlässigkeit im Briefschreiben, so wie in allen andern Fächern, gewöhnen. Ich kenne Leute, die nicht durch Geschäfte, noch übermäßige Zerstreuungen (ich hoffe, das Letzte ist auch Dein Fall nicht) abgehalten werden, aber dennoch so unerträglich faul in diesem Puncte sind, daß sie eher den größten Verlust leiden, als zu einer bestimmten Zeit einen Brief schreiben wollten. Das ist würklich schimpflich, und zeugt von schlechter Erziehung, oder geringer Achtsamkeit und Gewalt über sich selbst. Wie leicht ist nicht ein Brief geschrieben! Wie viel Nutzen oder Freude kann ich nicht oft damit stiften! Und wo ist der Mensch, dem seine Geschäfte oder sein Gemüthszustand nicht täglich eine viertel Stunde frey liessen? — Das macht doch jährlich 365 Briefe, und manche fröhlige

Stunde

Stunde unsern entfernten Freunden, die vielleicht, in unangenehmen, trüben Minuten, durch Eine Zeile von uns erheitert würden.

Ich kenne aber Deine Ordnung von dieser Seite, und also trifft Dich, mein lieber Hohenau! dieser Vorwurf nicht. Eben deswegen aber ahnde ich andere Ursachen Deines Stillschweigens. Sollte Dein Gemüth wohl nicht in demjenigen glücklichen Gleichgewichte seyn, in welchem wir, gestützt auf die Tugend und den Adel unserer Handlungen, einem Freunde unser ganzes unschuldiges Herz ausschütten dürfen? — Das würde mir sehr wehthun, mein Sohn! Aber wenn es so ist; so scheue Dich dennoch nicht, mich zum Vertraueten Deiner Verirrungen zu machen!

Soll ich Dir mit meinem Bekenntnisse entgegen kommen? Sehr gern! Ich glaube aus Deinen Briefen zu sehen, daß Du, nach dem Verluste Deiner Geliebten, nicht die-

jenige Art von Trost gesucht hast, welche des festen Characters eines Mannes würdig ist, und wozu uns Weisheit und Pflicht aufrufen. Ich fürchte vielmehr, Du suchst Dich in sinnlichen Ergötzungen zu berauschen, um zu vergessen, was Du Dir selbst schuldig bist —

Das würde eine unglückliche Gemüthslage für Dich seyn. Denn nicht nur würdest Du kein wahres Glück, keine Seelenruhe, die Du doch wünschen wirst, auf diesem Wege finden, sondern Du würdest auch Deine schönsten Tage verliehren; das Leere, welches diese üppigen Vergnügungen, deren man sehr früh überdrüssig wird, in der Seele zurücklassen, würde Deine natürliche Thätigkeit in Gährung bringen, und weil Du Dich dann von edlern Geschäften entfernt hättest, würdest Du vielleicht, um den gänzlichen Müssiggang zu fliehen, Dir aus Dingen ein Gewerbe machen, die Unglück, Elend und Reue über Dein Haupt sammlen würden.

Solltest Du, mein bester Carl! auf dem Wege zu diesem Labyrinthe seyn; so höre die Stimme eines treuen und erfahrnen Freundes, und kehre zurück! — Es ist gewiß noch Zeit; Und daran kannst Du erkennen, ob es noch Zeit ist, wenn dieser Brief Dich ein Paar Stunden lang ernsthaft oder misvergnügt macht.

Schütte also Dein Herz in meinen Busen aus! Ich erwarte mit väterlicher Sehnsucht Dein Bekenntniß — Jetzt wollen wir von andern Dingen reden —

Ich lebe noch immer hier äusserst einfach, aber zufrieden. Müller wird mich nun auch bald verlassen; Doch, zu seinem Glücke; denn ich zweifle nicht, daß er in Dännemark guten Unterhalt und Gelegenheit finden wird, seine Kenntnisse nützlich anzuwenden.

Mein einziger Umgang hier ist mit dem Herrn von B . . . . . einem alten, wür-

digen, obgleich von vielen sehr verkannten Manne. Er war, wie Du weißt, Minister in seinem Vaterlande, hatte dem Herrn, dem er vierzig Jahre seines Lebens widmete, sehr beträchtliche Dienste geleistet, und war der Schöpfer alles desjenigen Guten, was der schwache Prinz je, unter eigenem Nahmen, gethan hat.

Was war daher natürlicher, als daß er eine Menge heimlicher Neider und Feinde um sich her hatte, die ihn zu stürzen suchten? Seine Administration war aber so klar, so öffentlich, gut ordentlich und nützlich, daß man ihn darinn keiner Sünde zeugen konnte.

Da er nun reichlich besoldet wurde; so hatte er Gelegenheit, Geld zu sammlen; die Misgunst der hungrigen Hofschranzen aber machte ihm das zum Verbrechen. Man sprengte böse Gerüchte gegen ihn aus, und das Volk, welches gern alles nachplaudert,

Veränderungen liebt, und, weil ein Minister nicht jeden befriedigen kann, immer von dem Gegenwärtigen unzufrieden ist, und von dem Nachfolger alles hofft, verbreitete bald einen so allgemeinen schlechten Ruf über ihn, daß es mir durch die Seele gieng, als ich, der ich die Gradheit des Mannes kannte, ihn aller Orten so grausam verlästern hörte.

Ueberhaupt, was in der Welt ist wohl unsicherer, als der Ruf eines Mannes, besonders an Höfen? Ich sehe immer gern mit eigenen Augen, und auch da betrügt man sich oft. Wer kann immer, durch die Hülle der Hof-Intriguen hindurch, den wahren Faden der Begebenheiten und alle die kleinen Triebfedern entwickeln, welche manchen schätzbaren, vortreflichen Mann zum Gegenstande des Abscheues, und manchen Schuft zu einem Orakel des ganzen Landes erklären? — O! wenn doch das die Menschen beherzigen wollten, die so bereit sind, auf

das allgemeine Geschwätz, den Ruf eines Menschen, den sie gar nicht kennen, an einem dritten Orte zu zerreissen, und dadurch so manche Wunde zu schlagen, die nicht wieder zu heilen ist!

Der Herr von B . . . . . war in einer sehr üblen Lage. Er sollte seinem Fürsten alle entbehrlichen Ausgaben ersparen, folglich mußte er manchem, dem er gern geholfen hätte, verdiente Wohlthaten versagen; Und von einer andern Seite schränkte der Sultan doch seine Begierden nicht ein, und was der Dienerschaft abgezogen, und den Bauern ausgepreßt wurde, das verzehrten Maitressen, Geiger, Pfeifer und Müssiggänger. Sahe nun der gnädige Landesvater, daß er und das Land dabey sichtbarlich zurückkamen; so schob er die Schuld davon nicht auf sich, sondern auf die Haushaltung des Ministers, in welcher Gemüthsverfassung er denn auch von kleinen, erkauften Creaturen, von Cammerdienern u. s. f. unterhalten

halten wurde. — Es hieß immer: der Herr und das Land würden arm, und der Minister reich.

Diesen Zeitpunkt nützte ein elender Schwätzer, der mit flüchtigen Kenntnissen von Büchern über das Cameralwesen ausstafiert, einige Einrichtungen in andern Ländern, die aber, weil er sie mit schiefen Blicken angesehen hatte, hier gar nicht passend waren, dem Fürsten so reitzend abmalte, daß derselbe nun in diesem Windbeutel endlich den Mann gefunden zu haben glaubte, der sein bisher schlecht verwaltetes Finanzwesen wieder herstellen könnte.

Es ist unbegreiflich, wie leicht es mehrentheils den erbärmlichsten Menschen ist, eine Rolle bey den Großen der Erde zu spielen. Dieser Kerl hatte ein Paar Haranguen auswendig gelernt, die er immer wiederholte, war übrigens ein so schlechter, unmoralischer, tückischer, und unwissender

Mensch, daß ihn der würdige, große B....
nicht würde zum Secretair gemacht haben;
Jetzt verdrängte er diesen aus dem Ministerium; denn, kurzum! mein Freund bekam auf eine höflich falsche Art seinen Abschied, und wohnt itzt hier; überzeugt, daß ein Fürstendiener zu seyn, das undankbarste, unehrlichste Handwerk auf dieser Erde ist.

Ich schreibe Dir, mein lieber Carl! gern solche Erfahrungen aus der großen Welt. Schreibe Du mir nur auch fleissig, was Du um Dich siehst, und welche interessante Bekanntschaften Du machst; An einem Orte wie Berlin ist, kann es Dir daran nicht fehlen.

Nun, das war ein langer Brief. Lebe wohl, mein bester Carl! Ich hoffe bald etwas Gutes von Dir zu hören,

Leidthal.

Vier und zwanzigster Brief.

An den Herrn Commerzienrath Müller in Hamburg.

. . . . den 4ten Julius 1771.

Ich denke, ich muß Ihnen doch noch einmal schreiben, ehe Sie nach Dännemark gehn, es wird Ihnen diese Zeilen ein Holländer überreichen, der nach Hamburg reiset, und den ich hier habe kennen gelernt.

Das ist nun freylich so ein Volk von Menschen, mit denen ich durchaus nicht sympathisieren kann. Ihr ganzes Wesen ist Handel, Pflegma und Unempfindlichkeit — Wissen Sie die Geschichte des Mannes, dem man, als er nach Amsterdam gieng, wohl einge=

eingeprägt hatte, er solle, ehe er von einem Holländer eine Dienstleistung, oder sonst irgend etwas annähme, vorher mit demselben über den Preis einig werden? Er kam also an, und bath einen am Ufer stehenden Holländer, ihm ein gewisses Haus zu zeigen. Der Mensch fragte, wie viel er ihm zur Belohnung geben würde; Sie wurden einig; der Fremde bezahlte, und der Holländer, ohne sich vom Platze zu bewegen, wies nur mit der Hand zurück, indem er sagte: „Hier, hinter mir, das Haus, so „Ihr da seht', das ist es!“

Mit dem allen aber ist der Mann, der Ihnen diesen Brief bringt, ein bisgen besser, als seine gewöhnlichen Landesleute; Ich empfehle ihn daher Ihrer Güte. Er kann Aufträge von Ihnen in Holland besorgen.

Wenn werden wir uns denn einmal sehen? Auf das Frühjahr komm ich gewiß nach Hamburg; aber dann sind Sie vielleicht

nicht

nicht mehr dort. Mein ehrlicher Oncle will, wenn er kann, die Reise mitmachen; Aber ich fürchte, seine Gesundheit fängt an wankend zu werden.

Ich bin sehr vergnügt hier auf dem Lande, studiere das Bauernvolk, ihre Charactere, ihre Vorurtheile, ihre Lieder, und wahrlich, ich finde manche originelle Menschen unter ihnen. Darüber schreibe ich viel auf, auch ihre Vorurtheile, Gesänge und Tänze sammle ich; Sie sollen nächstens etwas davon lesen. Da werden Sie hören, daß man das Messer nicht auf den Rücken legen darf, damit die heiligen Engel nicht in die Schneide treten, daß man, während es zur Kirche läutet, nichts essen soll, damit die Zähne nicht ausfallen; Wie man es anzufangen hat, um nicht behext zu werden, und dergleichen mehr. Unter den Liedern werden Sie einige recht herzergreifende finden; Aber da müßten Sie dieselben auch hier singen hören.

Die

Die Einlage * bitte ich geschwind zu besorgen. Sie ist mir gestern eilig von Urfstädt geschickt worden. Von wem der Brief ist, weiß ich nicht.

Leben Sie wohl, mein Lieber! und vergessen mich nicht,

von Weckel.

Fünf

* Den folgenden Brief.

Fünf und zwanzigster Brief.

(Einschluß des vorigen.)

An den Freyherrn von Leidthal, eilig.

Urfstädt den 3ten Julius 1771.

Bey Ew. Hochgebohren soll auf Befehl meines auf den Tod krank liegenden Herrn Principals ich angelegendlichst nachsuchen, doch Denenselben die Bitte nicht abzuschlagen, vor Ihrem Ende noch, so geschwind als möglich, hierher nach Urfstädt zu kommen; als worum gedachter mein gnädiger Herr, Ew. Hochgebohren auf das pressanteste ersuchen; maßen Sie Hochdenenselben angenehme und von der größten Wichtigkeit seyende Sachen zu eröfnen hätten; hoffend Ew. Hochgebohren würden alle alte Diffe-

Differenzen anjetzo bey Seite setzen, und einem moribundo diese letzte Güte nicht versagen; Mit dem Beyfügen, gern alle Depensen der Reise quæstionis stehen zu wollen; Welches alles nur in Eile unterthänig zu melden, mich aber zu beharrlicher Gnade und Protection zu empfehlen, und mit vollkommenster Veneration zu unterschreiben nicht unterlassen wollen,

Ew. Hochgebohren

unterthäniger Knecht,

Anton Josias Reifenbrück,
Secretair des Herrn von Wallitz.

Sechs und zwanzigster Brief.

An den Herrn von Hundefeld in Rosenthal.

Berlin den 24sten Junius 1771.

Komm nur gleich, mein lieber Freund! nach Erhaltung dieser flüchtig geschriebenen Zeilen, nach Berlin zurück! Ich habe beym Gouverneur alles in Ordnung gebracht — Du wirst sonderbare Dinge erfahren — Der verdammte Franzose hat Dich und mich schändlich angeführt; Aber er soll das nicht umsonst gethan haben. Noch ist er in der Stadt; Er kann uns nicht entwischen. Komm nur sogleich hierher, und trete in der Stadt Paris ab,

daselbst will ich Nachricht lassen, wo ich anzutreffen bin.

Ich erwarte Dich mit Ungeduld.

Carl von Hohenau.

Sieben und zwanzigster Brief.

An die Frau von der Hörde, gebohrne Müller, in Amsterdam.

Hamburg den 10ten Julius 1771.

Dies ist vorerst das letztemal, daß ich Dir, meine liebste Tochter! aus Hamburg schreibe. Ich bin so glücklich gewesen, die einträgliche Stelle, wovon ich neulich Erwähnung that, * würklich zu erhalten, und meine Abreise nach Koppenhagen ist auf künftigen Diensttag festgesetzt. So bald ich dort ankomme, sollst Du mehr von mir hören.

* Verschiedene unter ihnen gewechselte Briefe hat man nicht eingerückt.

Mein vortreflicher Baron Leidthal, dem ich auch diese Versorgung zu danken habe, wird morgen nach Urfstädt reisen, wohin der Herr von Wallitz, der auf dem Todtenbette liegt, ihn durch zwey dringende Briefe hat einladen lassen. Mögte doch diese Reise eine vortheilhafte Veränderung für seine ökonomischen Umstände vorbedeuten!

Du erhältst diesen Brief durch einen holländischen Kaufmann. Gern machte ich mit ihm die Reise, um Zeuge Deines häuslichen Glücks zu seyn, und einmal mein Enkelchen an mein Herz zu drücken. Das läßt sich nun aber jetzt nicht thun. Unterdessen vergiß mir Deinen alten Vater nicht, und grüße Deinen guten Mann tausendmal von mir.

An Deinen ältern Bruder habe ich geschrieben, und ihn, wie er es verdient, gelobt, weil er an meinem Peter so großmüthig brüderlich handelt. Von Christoph, aus Neuwied, habe ich auch kürzlich Nachricht bekommen.

kommen. Der arme Schelm hat lange Zeit am Fieber krank gelegen, ist aber völlig wieder hergestellt. *

Der Himmel leite dich! Sey glücklich in Deinem Hause, und liebe immer

Deinen

treuen Vater

Müller.

* Diesen an sich unbedeutenden Brief, hat man dennoch einrücken wollen, damit die Leser nicht ganz die Familie aus den Augen verlieren sollten, von welcher man seit dem 27sten Briefe im zweyten Theile nichts weiter gehört hatte.

Acht und zwanzigster Brief.

An den Herrn Commerzienrath Müller in Hamburg. Eilig!

Berlin den 29sten Junius 1771.

Bester Vater!

Beyliegender Brief des Herrn von Hohenau an den Freyherrn von Leidthal,* erzählt Begebenheiten, welche bey Ihnen gewiß zugleich Erstaunen und Rührung erwecken werden.

Da

* Der aber, mit Ihrer gütigen Erlaubniß, erst zu Anfang des vierten Theils erscheinen wird, oder vielleicht gar nicht, da man doch schon aus gegenwärtigem auf den Inhalt desselben schliessen kann.

Da ich indessen nicht weiß, ob derselbe den Herrn Baron jetzt in Hamburg findet, und Sie, theuerster Herr Vater! doch gern werden wissen wollen, was der Inhalt dieses so interessanten Briefes ist; so will ich Ihnen mit wenig Worten Nachricht von der sonderbaren Wendung geben, welche das Schicksal des Herrn von Hohenau und seiner Geliebten genommen hat.

Ich bin selbst Augenzeuge bey einer Scene gewesen, die, von einem geschickten Maler dargestellt, jedem, der Gefühl für die Leiden und Freuden der Menschheit hat, höchst willkommen seyn müßte — Doch, zu meiner Erzählung!

Als Hohenau in Donnergrund, voll Verzweiflung seine Charlotte nicht zu finden, sich dem Niederträchtigsten unter allen Franzosen, der in demselben Wirthshause mit ihm war, anvertrauete, machte dieser Elende (der ein falscher Spieler, Seelen-

verkäufer, Kuppler, kurz! alles ist, wozu ihn ein Reicher nur nützen will,) Gebrauch von des jungen Mannes Offenherzigkeit. Er redete es mit der Frau von Donnergrund ab, verkaufte den Herrn von Hohenau an preussische Werber, und ließ ihn des Nachts, da Herr Meyer, der ihn aufsuchte, in dem Zimmer über ihm schlief, fortführen; er selbst aber lockte dem Jünglinge einen Brief an seine Freundinn ab, unter dem Vorwande, sie ihm nach Baruth zu bringen, wo er auf ihn warten sollte.

Mit diesem Briefe ausgerüstet, gieng er fort, suchte das Fräulein auf, und erhielt, nach Vorweisung dessen, daß sie sich ihm in die Hände lieferte; seine Absicht aber war, dieselbe, wenn sie sich ohne Hülfe sehen würde, einem reichen Grafen in Berlin als Maitresse zuzuführen.

Er zog das unglückliche Kind, ein paar Monate hindurch, unter allerley Vorwande von einem Orte zum andern. Sie erkrankte vor Kummer, bis er sie endlich, mit der Hofnung ihren Carl in Berlin anzutreffen, auch dahin lockte.

Sein Schrecken war nicht gering, da er den Herrn von Hohenau, den er als Recrute in irgend einer entlegenen Provinz glaubte, hier als Officier fand. Nun war doppelte Vorsicht nöthig, eine ohngefehre Zusammenkunft zu verhindern. Das Fräulein wurde also — denken Sie an, bester Vater! — in ein Bordel geführt, und daselbst in einem Hinterstübchen einer liederlichen Weibsperson, welche ehemals die Buhlerinn eines Obristen gewesen war, (die man ihr aber als eine Dame von Stande vorstellte) anvertrauet.

Jetzt ahndete das arme Mädgen wohl, daß sie hintergangen würde, doch hoffte sie noch immer auf Antwort von ihren Eltern, weil sie zu ihrem Glücke nicht wußte, daß man alle ihre Briefe auffieng; und dieser kleine Hofnungsstrahl erhielt sie in ihrer schweren Gemüths- und Leibeskrankheit, an welcher sie noch darniederliegt, bey einigen Kräften.

Unterdessen hatte sich Hohenau, aus Verzweiflung über die vermeintliche (durch falsche Briefe des Franzosen ihm angezeigte) Untreue seiner Geliebten, allerley Ausschweifungen ergeben; der Herr von Hundefeld aber suchte noch immer seine Schwester, kam nach Berlin, wurde durch eine Cabale des französischen Bösewichts wieder aus der Stadt geschafft, kehrte aber gestern wieder hierher zurück, und trat in der Stadt Paris ab.

Hohenau begegnete mir des Morgens auf der Gasse, sagte mir, er erwarte heute seinen academischen Freund, und bath mich, sobald ich dessen Ankunft vernehmen sollte, ihn bey dem Herrn Lieutenant von B...., woselbst er den Abend zubringen würde, abzurufen. Dieser B.... ist ein wackerer junger Mann, der vor ein paar Jahren im Reiche auf Werbung war, aber itzt leider! auch ein bisgen liederlich wird.

Abends um acht Uhr kam Hundefeld an. Ich hatte ihn erwartet, und bewillkommte ihn im Gasthofe. Wir giengen zusammen nach dem Hause des Lieutenants von B...., allein der Bediente sagte uns, sein Herr und der andere Officier seyen zu der Frau Schufit, in der Töpfergasse, ohnweit dem Comödienhause, gegangen.

Es fiel uns nicht ein, daß dies ein berüchtigtes Haus seyn könnte; wie hätte ich den Herrn von Hohenau fähig halten mögen,

öffent-

öffentlich dahin zu gehn, und den Laquaien von diesem Schritte zu unterrichten? Auch muß ich zu seiner Rechtfertigung sagen, daß dies das erstemal gewesen, daß er einen Fuß hierher gesetzt, und daß ihn der Herr von B.... dazu verleitet hatte — Gewiß hegte die Vorsehung die Absicht, ihn durch das, was er hier sehen würde, auf den Weg der Tugend zurück zu führen.

Wir giengen sorglos dem Hause zu, traten hinein, fanden aber eine solche Verwirrung, einen solchen Aufruhr in demselben, daß wir wie versteinert da standen.

O! hören Sie, theuerster Vater! Leichtsinn und Ausschweifungsgeist hatten den Herrn von Hohenau in dies Haus geführt. Er war mit seinem verderbten Freunde kaum hineingetreten, als er, ohne weitere Anfrage, in das Hinterstübchen gehen wollte, welches vermuthlich dem Herrn von B.... von alten Zeiten her, bekannt war. Er

öfnete die Thür, und — Welch ein Anblick? — Hier seine Charlotte, im Bette liegend, krank, blaß, mit allen Zeichen des tiefsten Schmerzes, die Augen zum Himmel gerichtet, anzutreffen! —

Was für eine Scene das war; wie wir darauf ohnerwartet herzukamen; wie doppelt feyerlich und wehmüthig die Ankunft des Bruders dies Gemälde machte; was darauf vorfiel; welche Erläuterungen nun erfolgten; wie der arme Hohenau gegen sich selbst, gegen das Haus, gegen die Menschen, welche ihn getäuscht und irregeführt hatten, tobte; was die wahrscheinlichen Folgen davon seyn werden — das alles, liebster Vater! werden Sie besser aus beyliegendem Briefe und aus meinem nächsten Schreiben sehen.

Noch bin ich zu verwirrt, um Ihnen etwas Zusammenhängendes darüber sagen

zu

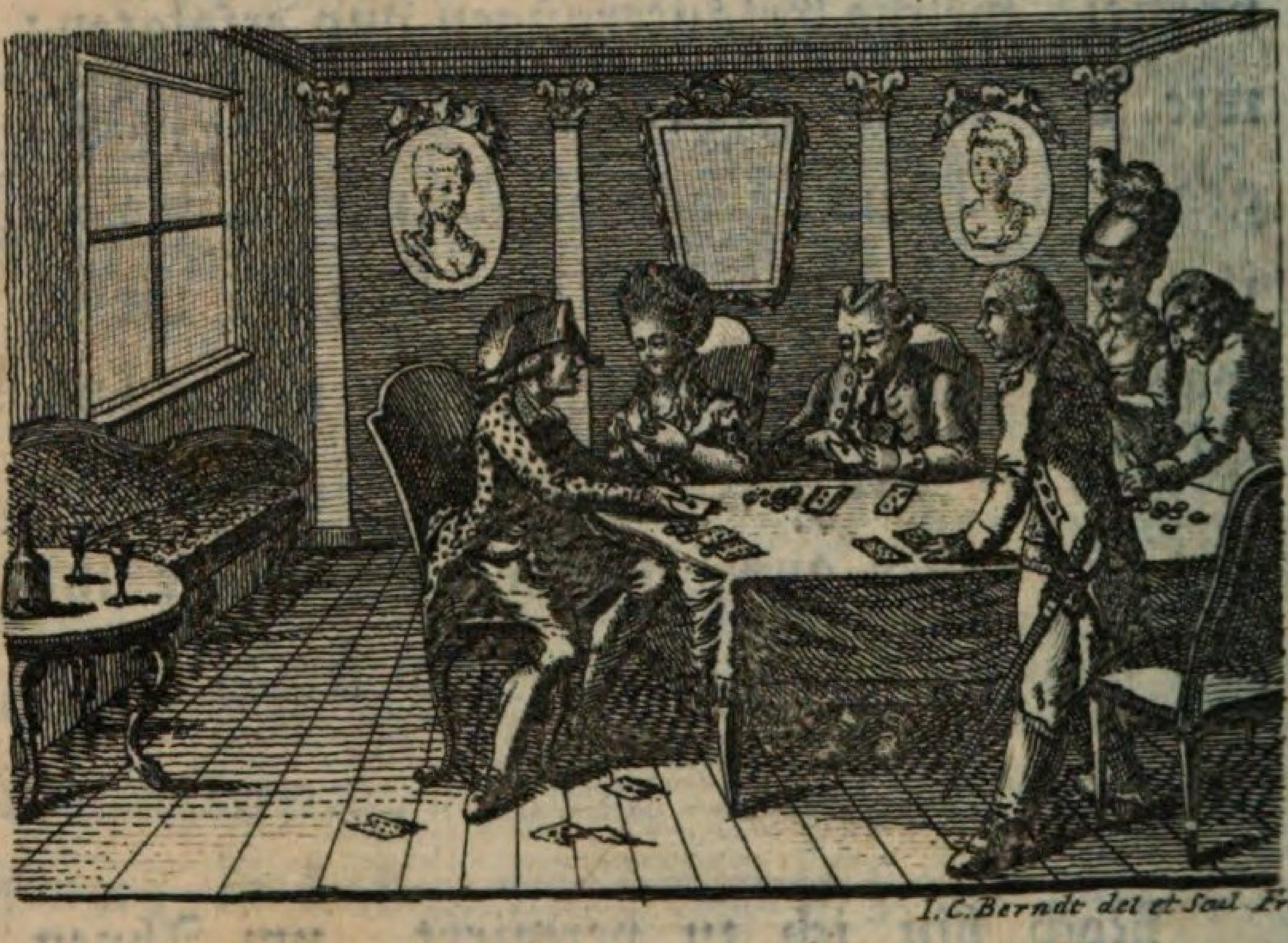
zu können. Sobald ich aber ruhiger seyn werde, erwarten Sie eine weitläuftigere Nachricht, von

Ihrem

gehorsamsten Sohne,

Ludwig Müller.

Ende des dritten Theils.



I. C. Berndt del et Sculp. Franck

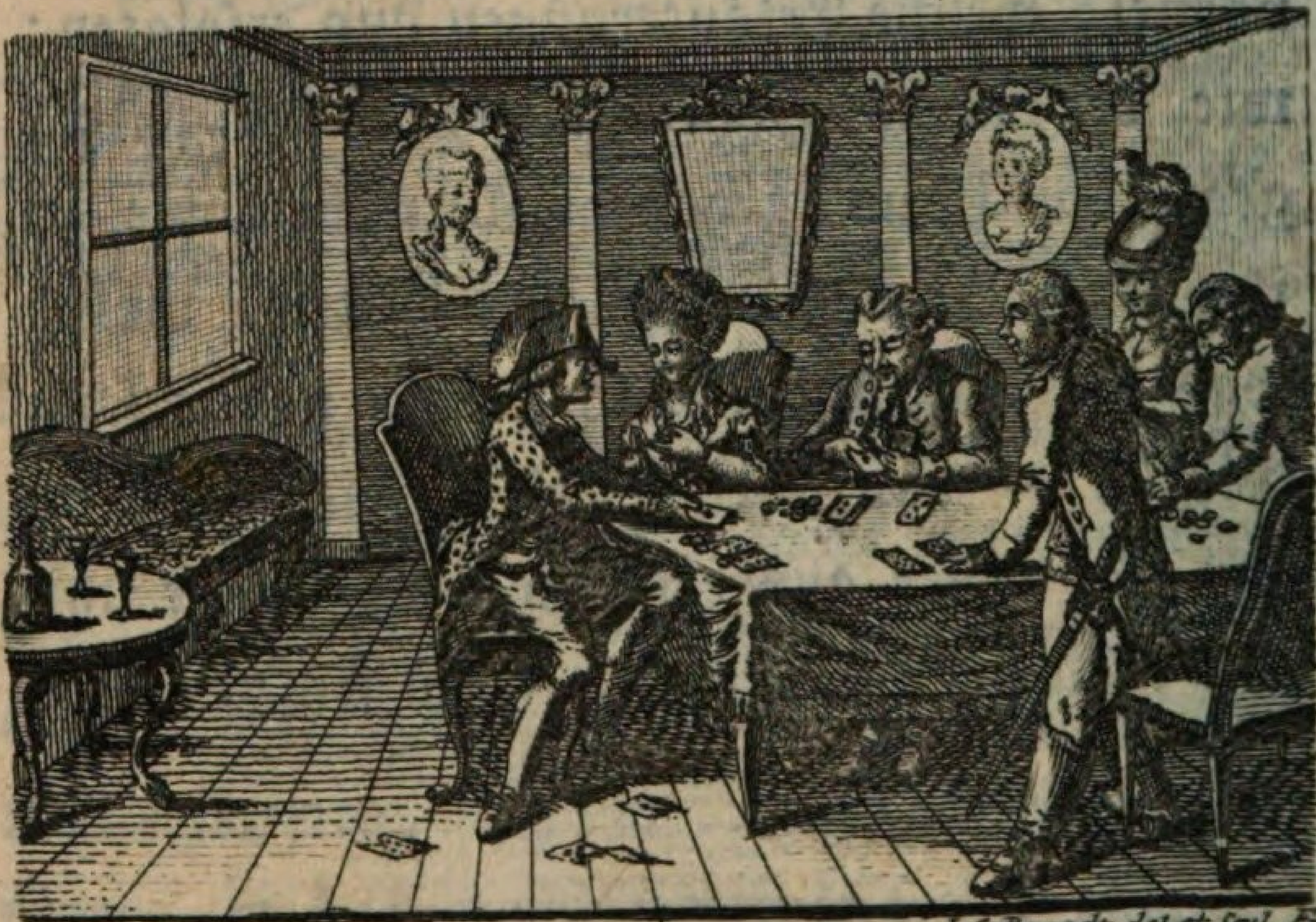
zu können. Sobald ich aber ruhiger seyn werde, erwarten Sie eine weitläuftigere Nachricht, von

Ihrem

gehorsamsten Sohne,

Ludwig Müller.

Ende des dritten Theils.



BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Knigge, Adolph, Freiherr, 1752-1796

Der Roman meines Lebens in Briefen herausgegeben

Bd.: 3

Riga (1782)

P.o.germ. 743 y-3/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10310861-6
VD18 9039805